

Die Droge aus der Jenseitswelt



Die Droge aus der Jenseitswelt

Tony Ballard Nr. 94

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 25.04.1986

Die Droge aus der Jenseitswelt

Die dichte Wolkendecke über London machte den Abend grau und düster. Es braute sich etwas zusammen, doch niemand wußte davon.

Etwas Längliches, Glänzendes, durchstieß plötzlich die Wolken. Metall!

Eine Waffe, ein Schwert. Es hatte einen Griff, der zwei Händen nebeneinander Platz bot, und die Klinge krümmte sich leicht einer gefährlichen Spitze zu. Auf der Schneide trug die Waffe etwas, das wie eine kleine Krone aussah.

Was sich da soeben durch die Wolken gebohrt hatte, war mehr als nur ein schwarzer Feind.

Es war… das *Höllenschwert*!

Alastair Genn war 80 Jahre alt geworden, ein Umstand, der ihn veranlaßte, auf sein langes, erfülltes und ereignisreiches Leben zurückzublicken.

Trotz seines hohen Alters war er immer noch ein drahtiger Mann, der sich den Stürmen des Lebens nicht beugte, sondern ihnen entschlossen trotzte.

Er sah so aus, wie man sich einen alten Fischer vorstellt, der den größten Teil seines Lebens auf dem Meer verbracht hat. Sein Haar war immer noch dicht. Früher war es rotblond gewesen. Als er auf die Vierzig zugegangen war, hatte es angefangen, sich zu verfärben, und heute war es weiß. Um die grauen Augen hatte Genn eine Menge Falten, und da er täglich viele Stunden an der frischen Luft verbrachte, war sein Teint nicht ungesund blaß, sondern leicht gebräunt.

80 Jahre. Ein stolzes Alter. Wer erreicht das schon? Und noch dazu in dieser gesunden geistigen und körperlichen Frische. Das mußte einfach gefeiert werden, und Alastair Genn hatte die Männer in sein Haus eingeladen, die ihm auf seinem Lebensweg die meiste Freude gemacht hatten.

Fünf Männer. Alle waren einmal seine Schüler gewesen.

Denn Alastair Genn hatte bis ins hohe Alter ein Lehramt bekleidet. Er hatte an der Universität als Theologieprofessor gearbeitet, und seine besten Schüler hatte er an diesem Abend um sich versammelt.

Er war stolz auf diese Männer, die sein Wissen so dankbar angenommen hatten. Nicht alle waren Priester geworden. Diesen Weg hatte eigentlich nur einer eingeschlagen: Pater Severin, die ›urigste‹ Type von allen.

Ein Mann wie ein Baum mit dem Gesicht eines Pferdes. Er war die Güte in Person, doch das sah man ihm nicht an. Er sah aus wie ein Rabauke, der ständig auf der Suche nach Streit zu sein schien. Einen ungewöhnlicheren Priester als Pater Severin hatte die Kirche nicht.

Der Jubilar saß an der langen Tafel im Salon. Die Geschenke, die seine einstigen Schüler mitgebracht hatten, lagen auf dem geschlossenen Klavier, neben dem sich bunte Blumensträuße regelrecht türmten und einen süßen Duft verströmten.

Natürlich wurden eine Menge Reden gehalten, die alle mit den besten Wünschen für Glück und Gesundheit endeten, und der geistig frische Greis, der immer schon sehr schlagfertig gewesen war, wußte auf jede Rede eine witzige Antwort.

Sie hatten einander viel zu erzählen, denn sie hatten sich lange nicht gesehen.

»Sag mal, Severin, stimmt es, daß du deine Schäfchen hin und wieder sogar verprügelst, um sie auf den Pfad der Tugend zurückzubringen?« fragte Leo Sim grinsend. Er war Eigentümer, Herausgeber und

Verleger einer großen Kirchenzeitung.

Die anderen lachten.

»Nun«, sagte der Gottesmann in der Soutane, »bevor ich einen Menschen aufgebe, greife ich lieber zu diesem Mittel.«

»Severin hatte immer schon eine Handschrift, die man sich merken mußte«, sagte Brett Taurog amüsiert. Er war der Chefredakteur der Kirchenzeitung. »Erinnert ihr euch noch an den Boxkampf, den er mit diesem bulligen Kerl - sein Name ist mir entfallen - bestritt? Wir verkauften Karten, und der Erlös kam einem Waisenhaus zugute. Auch Wetten haben wir angenommen. Kaum jemand setzte auf Severin, denn der Bullige galt als unbesiegbar.«

»Aber Severin hat ihn in der dritten Runde flachgelegt«, erinnerte sich John Joyce, der heute in der Kirchenverwaltung tätig war.

»Und die Waisenkinder feierten die schönsten Weihnachten ihres Lebens«, sagte Pater Severin stolz.

Der alte Theologieprofessor sah ihn erstaunt an. »Davon wußte ich bis heute nichts.«

Pater Severin bleckte sein Pferdegebiß und schaute den Greis mit seinen dunklen Knopfaugen treuherzig an. »Wir mußten die Sache damals geheimhalten, weil die Austragung des Kampfes nicht erlaubt war. Sie hätten Ärger mit dem Rektor bekommen können, deshalb weihten wir Sie nicht ein.«

»Es war ein sehenswerter Kampf«, behauptete Henry Jenkins, der in Genns Fußstapfen getreten und Theologieprofessor geworden war. »Obwohl er schon ein paar Jährchen zurückliegt, kann ich mich noch sehr gut daran erinnern.«

»Und so etwas habt ihr mir vorenthalten«, schmollte der Jubilar. »Das ist beinahe unverzeihlich.«

Leo Sim blickte zum Fenster.

»Wenn ich gewußt hätte, daß Sie so gern dabei gewesen wären, hätten Sie von mir eine Extraeinladung bekommen«, sagte Pater Severin.

Ihm fiel auf, daß Sims Augen einen verwunderten Ausdruck annahmen. Leo Sim saß ihm gegenüber.

Zuerst glaubte Pater Severin, Sim würde ihn ansehen, doch dann erkannte er, daß der Mann an ihm vorbeischaute.

Er schien am Fenster etwas Interessantes, vielleicht sogar Verblüffendes entdeckt zu haben.

Pater Severin drehte sich um, doch vor dem Fenster lag nichts weiter als ein trister, grauer Abend.

Während die anderen das Thema wechselten und laut durcheinanderschrien, beugte sich Pater Severin etwas vor.

»Was ist los, Leo? Was hast du?« Sim wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen. »Nichts.«

»Irgend etwas hat dich erstaunt oder… verblüfft.«

»Ach, es muß sich um eine Spiegelung im Glas gehandelt haben«, sagte Leo Sim. »Vielleicht liegt es auch am Wein. Er ist köstlich, und ich habe ihm tüchtig zugesprochen. Ich bin natürlich noch weit davon entfernt, betrunken zu sein, aber eine leichte Schlagseite scheine ich bereits zu haben. Ich denke, ich werde kein weiteres Glas mehr trinken.«

Pater Severin konnte sehr hartnäckig sein, wenn er etwas wissen wollte. Er ließ nicht locker.

»Was hast du gesehen, Leo? Oder was *glaubst* du, gesehen zu haben?«

»Du wirst mich für verrückt halten.«

»Bestimmt nicht«, versprach der Priester.

»Aber es ist verrückt«, sagte der Verleger. »Mir war vorhin nämlich, als würde vor dem Fenster ein Schwert in der Luft hängen, und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß uns diese Waffe *ansah*.«

Sim war froh, daß die anderen seine Worte nicht hörten. Sie hätten ihn bestimmt ausgelacht.

Pater Severin lachte nicht. Im Gegenteil. Seine Brauen zogen sich zusammen, und er machte sich Sorgen. Er bat den Verleger, das Schwert zu beschreiben.

Und dann war es für Pater Severin gewiß: Leo Sim hatte das Höllenschwert gesehen!

***

Washington.

Unsere Stimmung war gedrückt. Boram, unser Freund und Kampfgefährte, eine Gestalt, die aus Nesseldampf bestand, hatte den Dämon Milton Cahoo vernichtet und war dabei offensichtlich selbst auf der Strecke geblieben. Feuer konnte dem Nessel-Vampir gefährlich werden, und der Hubschrauber, mit dem Boram abgestürzt war, hatte sich beim Aufschlag in einen Feuerball verwandelt.

Auf dem Dulles International Airport wartete Tucker Peckinpahs Privatjet auf uns.

Noel Bannister, der CIA-Agent, ließ es sich nicht nehmen, uns zum Flugplatz zu begleiten. Er drückte Lance Selby, Mr. Silver und mir zum Abschied die Hand. »Ich danke euch für eure Hilfe. Kommt gut nach Hause. Wir bleiben in Verbindung.«

»Halt die Ohren steif«, sagte ich zu dem sympathischen Amerikaner, mit dem mich seit geraumer Zeit eine enge Freundschaft verband.

»Tut mir leid, daß es mit Boram so enden mußte«, sagte Noel Bannister.

»Er war sehr wertvoll für uns«, gab ich zurück.

»Vielleicht hätte er nicht alles riskieren sollen.«

»Dann hätte er Cahoo wahrscheinlich nicht geschafft«, sagte ich.

Wir stiegen die Stufen der Gangway hinauf. Noel Bannister hob die Hand und winkte uns.

Ich hoffte, ihn bei unserem nächsten Zusammentreffen so gesund und frisch wie heute wiederzusehen.

In der Maschine wurden wir von der Crew begrüßt. Wir setzten uns, und ich gurtete mich an.

Plötzlich irritierte mich etwas. Eine graue Bewegung!

Mein Kopf ruckte herum, und was ich vorhin nur aus den Augenwinkeln wahrgenommen hatte, bekam ich nun in allen Details mit: Neben mir verdichtete sich grauer Dampf und formte sich zu einer Gestalt, wurde zu Boram, dem weißen Vampir!

***

Das Höllenschwert!

Pater Severin wußte sehr viel über diese gefährliche Waffe, und ihm war bekannt, daß sie sich kürzlich selbständig gemacht hatte. Der Ex-Dämon Mr. Silver hatte sie besessen. Sie hatte sich gegen ihn gewandt und ihn zu töten versucht. Danach war sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden… und jetzt plötzlich tauchte sie dort draußen auf!

Pater Severin ließ Leo Sim in dem Glauben, er wäre einer Halluzination zum Opfer gefallen.

Aber es war keine Sinnestäuschung gewesen.

Der Verleger hatte tatsächlich das Höllenschwert gesehen, und das beunruhigte den Priester sehr, denn diese Waffe war ein schwarzes Wesen. Ja, sie lebte auf eine geheimnisvolle Weise, und sie hatte einen eigenen Willen.

Nur jene, deren Willen noch stärker war, konnten sich das Höllenschwert Untertan machen, durften es wagen, das Schwert zu berühren. Jeder, dessen Wille nicht stark genug war, war des Todes, wenn er die Waffe auch nur berührte.

Sim hatte den Eindruck gehabt, das Höllenschwert würde die Anwesenden beobachten. Das war durchaus möglich. Hier hatten sich Männer zusammengefunden, die ihr Leben in irgendeiner Form der Kirche gewidmet hatten, mit dieser eng verbunden waren.

Männer mit einem starken, unbeugsamen Glauben, die sich in den Dienst des Guten gestellt hatten und die das Böse haßten und verabscheuten. Demzufolge konnte man sie als erklärte Feinde der Hölle bezeichnen, und somit waren sie auch Feinde des Höllenschwerts.

Mr. Silver hatte es gezwungen, auf der Seite des Guten zu kämpfen, als sein verlängerter Arm gewissermaßen. Es wollte sich nicht länger zwingen lassen, deshalb war es ausgerückt, und es würde nicht leicht sein, diese Waffe zurückzuholen.

Endlich konnte das Schwert tun, was ihm gefiel. Niemand vermochte ihm mehr seinen Willen aufzuzwingen. Es war frei, und es würde diese Freiheit so nützen, wie es Pater Severin nicht gefiel.

Allein der Gedanke daran rief in dem Priester ein äußerst unangenehmes Gefühl hervor.

Der Abend, der so locker und gelöst begonnen hatte, war für Pater Severin auf einmal in eine verkrampfte Stimmung umgeschlagen.

Er ließ sich seinen Kummer nicht anmerken. Während er sich wieder an der Unterhaltung beteiligte und lustig zu sein versuchte, gingen ihm schreckliche Gedanken durch den Kopf.

Das Höllenschwert hatte sie hier zusammen *gesehen*.

Sechs Gegner des Bösen!

Würde das Schwert etwas gegen sie unternehmen? Würde es sie gewissermaßen auf eine imaginäre schwarze Liste setzen und bei der erstbesten Gelegenheit attackieren?

Es mochte sich unsinnig anhören, aber das war es Pater Severins Ansicht nach ganz und gar nicht.

Das Höllenschwert hatte sich nicht grundlos gezeigt. Es bezweckte damit garantiert etwas.

Man nahm Rücksicht auf den betagten Jubilar und blieb nur bis 21 Uhr. Alastair Genn bedankte sich für das Kommen seiner Schüler und für die Geschenke, die sie gebracht hatten.

Jenkins und Joyce beschlossen, sich gemeinsam ein Taxi zu nehmen. Taurog schloß sich ihnen an.

Pater Severin und Leo Sim mußten in die entgegengesetzte Richtung. Sie riefen sich ebenfalls ein Taxi.

Als die Fahrzeuge vor dem Haus des greisen Theologieprofessors eintrafen, verabschiedeten sich seine ehemaligen Schüler von ihm.

»Sehen Sie zu, daß Sie ins Bett kommen«, sagte Brett Taurog schmunzelnd. »Es war bestimmt ein anstrengender Tag für Sie.«

»Aber auch ein sehr schöner«, sagte Alastair Genn. »Es war wirklich nett, euch mal alle beisammen zu haben.«

»Wir könnten solche Zusammenkünfte von nun an öfter veranstalten«, schlug John Joyce vor. »Natürlich nicht jedesmal bei Ihnen. Wir wechseln uns ab, so daß jeder mal an die Reihe kommt.«

Alle waren damit einverstanden.

Als sie aus dem Haus traten, kniff Pater Severin die Augen zusammen und blickte sich mißtrauisch um.

»Suchst du was?« fragte Brett Taurog den Priester.

»Ja, den gestrigen Tag«, antwortete John Joyce und kicherte. »Also dann, liebe Freunde, bis zum nächsten Mal. War wirklich ein gelungener Abend, den wir unbedingt bald wiederholen müssen.« Er stieg als erster in das wartende Taxi.

Henry Jenkins und Brett Taurog stiegen ebenfalls ein, und Leo Sim

und Pater Severin setzten sich in das zweite Fahrzeug.

Die Autos fuhren ab.

Und hinter Alastair Genns Haus schwebte das Höllenschwert hervor!

***

»Boram!« Ich rief es begeistert aus und traute meinen Augen nicht.

»Ja, Herr, ich bin es!« antwortete der Nessel-Vampir mit seiner hohlen, rasselnden Stimme.

Lance Selby und Mr. Silver waren durch meinen Ausruf auf den weißen Vampir aufmerksam geworden, und Mr. Silver wetterte sofort los: »Sag mal, du bist wohl nicht ganz dicht! Wie konntest du uns einen solchen Schrecken einjagen, du überflüssige Dampffigur? Wir dachten, du wärst verdampft.«

»Ich kam zum Glück noch rechtzeitig aus dem Hubschrauber«, sagte Boram.

»Und warum - verdammt noch mal - hast du dich nicht früher gezeigt?« wollte Mr. Silver wissen.

»Ich hatte mein Ende vor Augen, als die Maschine explodierte. Ich brauchte eine Weile, um das zu verkraften«, rechtfertigte sich der Nessel-Vampir.

»Ich habe mir deinetwegen beinahe die Augen aus dem Kopf geheult«, behauptete der Ex-Dämon.

»Trag nicht so dick auf, Silver«, warf ich ein. »Freu dich lieber darüber, daß wir Boram wiederhaben.«

»Das tu ich, verflucht noch mal, denn dieser Nebel-Heini ist mir ans Herz gewachsen. Deshalb ärgere ich mich ja so sehr über den Schock, den er uns versetzt hat.«

»Es geschah nicht mit Absicht«, versicherte Boram.

»Ich schlage vor, du beruhigst dich langsam wieder, Silver«, bemerkte ich.

Der Ex-Dämon schüttelte drohend seine klobige Faust. »Wenn du das noch mal machst, kannst du was erleben, Rambo… äh… Boram. Dann drehe ich dir eigenhändig deinen Nebelhals um!«

Jedem anderen Freund hätte ich vor Freude die Hand geschüttelt, oder ich hätte ihm auf die Schulter geschlagen oder ihn umarmt. Bei Boram verzichtete ich auf diese Herzlichkeiten, denn es war nicht angenehm, mit dem Nesselgift, aus dem er bestand, in Berührung zu kommen.

Nun hatte unser Einsatz in Amerika doch noch ein erfreuliches Ende genommen.

Zufrieden und entspannt lehnte ich mich zurück, und wenig später startete der Jet.

***

Das Taxi hielt vor Pater Severins Kirche. Der große Pfarrer stieg aus.

»Ich würde dich gern mal besuchen«, sagte der Verleger. »Wir hatten nicht genug Zeit, all unsere Erinnerungen aufzufrischen.«

»Du bist mir immer willkommen«, sagte der Priester.

»Ich rufe dich in den nächsten Tagen an. Einverstanden?«

Pater Severin nickte.

»Dann setzen wir eine neue Zusammenkunft fest. Nur wir beide. Es gibt so vieles, worüber ich mich mit dir unterhalten möchte«, sagte Leo Sim.

Der Priester trat zurück. Er wünschte dem Freund eine gute Heimfahrt und betrat das Pfarrhaus.

Das Höllenschwert befand sich in der Nähe, aber das ahnte Pater Severin nicht.

»Fahren Sie weiter«, verlangte Leo Sim vom Taxi Driver.

Das Auto setzte sich in Bewegung, und das Höllenschwert folgte ihm. Sim besaß ein Haus in einer teuren Wohngegend. Schauspieler, Politiker, Größen aus der Finanzwelt wohnten in seiner Nachbarschaft.

Sim hatte das Haus von seinen Eltern geerbt. Es war ein altes Gebäude mit hohen, schmalen Fenstern und einer schummrigen Veranda.

Sim war sehr wohlhabend. Auch das Geld hatte er geerbt, und er verstand es als gewiefter Geschäftsmann, mehr daraus zu machen, ohne daß das in eine unschöne Profitgier ausartete.

Sim sah sich als Diener der Menschheit. Seine anonymen Spenden hatten schon vielen Bedürftigen geholfen. Er setzte sich bedingungslos für die gute Sache ein und versuchte zu helfen, wo immer es möglich war.

Ursprünglich hatte er - wie Pater Severin - Priester werden wollen, aber dann hatte er ein Mädchen kennengelernt, und er hatte eingesehen, daß er sich für ein Leben ohne Frau nicht eignete.

So beschloß er, Gott auf eine andere Weise zu dienen. Er war seit fünfzehn Jahren glücklich verheiratet und bedauerte nur, daß seine Ehe kinderlos geblieben war.

Wie die Ärzte festgestellt hatten, lag es an ihm. Seine Frau, deren sehnlichster Wunsch es gewesen wäre, eigene Kinder zu haben, fand sich damit ab und hielt weiterhin in Liebe und Treue zu ihm.

Zur Zeit weilte sie bei ihrer Schwester in Schottland. Sim erwartete sie erst in einer Woche zurück.

Er bezahlte den Fahrpreis und stieg aus. Als James, sein Butler, die Haustür öffnete, sagte der Verleger jovial: »Na, James, alles in Ordnung?«

»Selbstverständlich, Sir«, näselte James Gordon. Er arbeitete seit 17 Jahren für Sim, und der Verleger hatte noch nie Grund zur Unzufriedenheit gehabt.

»Wunderbar«, sagte Sim und trat ein.
»Ich hoffe, Sie verbrachten einen angenehmen Abend, Sir«, sagte der Butler.
»Es war ein großartiger Abend, James.«
»Ihre Frau hat angerufen. Sie will sich morgen im Laufe des Vormittags noch einmal melden.«
»Ich hoffe, Sie haben meiner Frau gesagt, daß es mir gutgeht. Sonst hätte sie inzwischen die Koffer gepackt und befände sich auf der Heimfahrt. Ich vermisse sie zwar, aber ich gönne ihr auch den Urlaub bei ihrer Schwester.«
»Haben Sie noch irgendeinen Wunsch, Sir?« erkundigte sich der Butler.
Leo Sim warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich werde mich noch für eine Stunde in mein Arbeitszimmer zurückziehen. Ein Kännchen Tee wäre nicht schlecht.«
»Kommt sofort, Sir«, versprach der Butler und begab sich in die Küche.
Während Sim sich an seinen Schreibtisch setzte und die Briefe las, die ihn im Laufe des Tages erreicht hatten, setzte James in der Küche das Teewasser auf.
Draußen blinkte etwas in der Dunkelheit.
Metall!
Der Butler trat an das Küchenfenster und schirmte die Augen mit den Händen ab. Überrascht stellte er fest, daß dort draußen ein großes Schwert in der Luft hing.
Es sah so aus, als würde ein Unsichtbarer die Waffe in der Hand halten. Verwundert wollte der Butler das Fenster öffnen, damit er das Schwert besser sehen konnte.
Er griff nach den beiden Riegeln und löste sie. Er hob das Fenster an, schob es hoch und streckte den Kopf hinaus.
Kälte wehte ihn an und strich über sein seidiges, in der Mitte gescheiteltes Haar. Die Stille, die vor dem Haus lag, kam dem Butler unnatürlich vor.
Von dem Schwert, das er vorhin gesehen zu haben glaubte, war nichts mehr zu entdecken. Es fiel dem Butler nicht schwer, sich damit abzufinden. Schwieriger wäre es gewesen, an die Existenz eines schwebenden Schwertes zu glauben.
James schloß das Fenster wieder und widmete sich der Zubereitung des Tees. Als er die Küche verließ, war das Schwert auf einmal wieder da.
Sonderbar…
James überlegte, ob er mit seinem Arbeitgeber darüber sprechen sollte. Er entschied sich dagegen, aber sein Gesicht verriet ihn. Als er den Tee servierte, wollte Sim wissen, weshalb er plötzlich so verwirrt

aussehe.

Da Aufrichtigkeit in diesem Haus oberstes Gebot war, blieb dem Butler nichts anderes übrig, als den Verleger zu informieren. James hätte nicht gedacht, daß Sim so heftig reagieren würde.

Der Mann sprang auf. »Was haben Sie gesehen, James? Ein Schwert? Wo ist es? Noch vor dem Küchenfenster? Das muß ich sehen.«

Sim stürmte aus seinem Arbeitszimmer, durch die Halle und in die Küche. James hatte Mühe, ihm zu folgen. Sim drehte das Licht ab, um besser durch das Fenster sehen zu können. Von einem Schwert war jedoch nichts zu sehen.

James biß sich auf die Unterlippe. Was würde Mr. Sim nun von ihm denken? »Sir, ich kann mir das nicht erklären. Ich bildete mir ganz fest ein, daß sich dort draußen ein Schwert befände. Die Sache ist mir sehr peinlich. Sie müssen mich für verrückt halten. Ich kann das sogar verstehen, aber…«

»Machen Sie Licht, James«, verlangte Leo Sim.

»Ja, Sir. Sofort, Sir.«

Das Licht flammte auf. Sim drehte sich um. Der Butler schaute ihn unsicher an.

»Ich glaube Ihnen, James«, sagte der Verleger.

Das verwirrte den Butler noch mehr. Sim glaubte ihm diese haarsträubende Geschichte ohne den geringsten Beweis?

»Sir… Sie meinen… Sie wollen sagen, Sie glauben mir, daß ich dort draußen ein Schwert in der Luft schweben sah? Wieso zweifeln Sie nicht an meinen Worten?«

»Erstens, weil Sie mich noch nie belogen haben«, sagte Leo Sim, »und zweitens, weil mir dieses Schwert heute abend schon einmal erschienen ist.«

Die Augen des Butlers weiteten sich. »Ihnen auch? Sir, was hat das zu bedeuten?«

Sim seufzte. »Ich wollte, ich wüßte es, James.« Er kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz und betrachtete unschlüssig und gedankenverloren das Telefon. Sollte er Pater Severin anrufen und ihn informieren?

Er zögerte, weil sich der Priester vielleicht schon zu Bett begeben hatte. Sim wollte den Freund nicht aus den Federn holen. Er trank den Tee, den ihm James gebracht hatte.

Ab und zu hatten Menschen Visionen. Sie sahen Verstorbene oder irgendwelche Heilige.

Aber ein Schwert!

Sim streckte die Hand nach dem Telefonhörer aus, zog sie dann aber wieder zurück. Er wollte Pater Severin heute nicht mehr belästigen. Aber morgen früh würde er ihn anrufen und ihm vom Wiederauftauchen dieses Phänomens berichten.

Sollte es ein Zeichen sein? Eine Warnung? Eine Drohung?
Jemand klopfte an das Haustor. Leo Sim war so sehr in Gedanken versunken, daß er es nicht hörte, aber James zuckte zusammen, als würde ein Stromstoß durch seinen Körper rasen.
Der schlanke Butler faßte sich unwillkürlich an die Brust. Laut hallten die Schläge im Haus. Metall schlug gegen die dicken Holzbohlen.
Jemand begehrte Einlaß.
Das Schwert? James ärgerte sich über diesen Gedanken. Wie kam er auf eine so wahnwitzige Idee? Er tat ja so, als handelte es sich bei dieser Waffe um ein Wesen aus Fleisch und Blut, das einen eigenen Willen hatte, das alle möglichen Dinge tun konnte, wie zum Beispiel Einlaß fordern.
James schluckte trocken. Er räusperte sich, rollte die Schultern, hielt sich kerzengerade und schritt durch die Halle.
Wieder klopfte es, aber diesmal zuckte der Butler nicht mehr zusammen. Er weigerte sich, weiter zu glauben, daß dieses mysteriöse Schwert sich dort draußen befand.
Gleich würde er sehen, wer zu dieser späten Stunde noch eingelassen werden wollte. Er brauchte nur noch die Tür zu öffnen. Vielleicht hatte Mr. Sim etwas im Taxi liegengelassen.
James öffnete die Tür mit einer gewissen Vorsicht und zunächst einmal nur so weit, daß niemand eintreten konnte. Zu seiner Verblüffung stand niemand draußen.
Erlaubte man sich mit ihm einen schlechten Scherz? In so einem Fall konnte er sehr unangenehm werden. Gehörte das geheimnisvolle Erscheinen des Schwerts auch zu diesem Scherz? Hatte die Waffe an unsichtbaren Fäden gehangen?
James öffnete die Tür etwas weiter und trat hinaus. Ihm war, als würde an ihm etwas vorbeiwischen, aber er konnte nichts sehen. Also mußte er sich das eingebildet haben.
»Wer ist da?« fragte er in die undurchdringliche Schwärze hinein.
Er bekam keine Antwort.
»Hören Sie zu!« sagte der Butler energisch. »Ich weiß, daß Sie sich ganz in der Nähe befinden und mich hören können. Wer immer Sie sind, Sie sollten es mit Ihrem Unfug genug sein lassen. Verschwinden Sie auf der Stelle, sonst sehe ich mich genötigt, die Polizei anzurufen!«
Er war sicher, daß diese Drohung ihre Wirkung nicht verfehlen würde. Mehr war dem Gesagten nicht hinzuzufügen. Mit grimmiger Miene wandte sich der Butler um und kehrte ins Haus zurück.
Er nahm an, daß der Scherzbold die Gelegenheit beim Schopf packen und das Weite suchen würde. Vielleicht würde sich morgen einer von Mr. Sims Freunden zu diesem Streich bekennen.
James schloß die Tür. Rechterhand befand sich eine alte Sitzgruppe,

in deren Mitte ein massiver Eichentisch stand, und auf diesem… lag das Schwert!

***

Es war Abend, als wir zu Hause eintrafen. Wir wurden von Vicky Bonney, Roxane und Jubilee willkommen geheißen. Lance Selby, der im Haus nebenan wohnte, nahm noch einen Drink mit uns, bevor er sich verabschiedete.

Wir mußten erzählen, wie es ›drüben‹ gewesen war, und wir servierten den Mädchen eine gemilderte Story, damit sie sich nicht noch im nachhinein beunruhigten.

Als sie hörten, daß es Boram beinahe erwischt hätte, waren sie dennoch entsetzt.

Ich drehte mein Glas und ließ den Pernod kreisen. »Und was hat sich während unserer Abwesenheit hier ereignet?« wollte ich wissen.

»Nichts«, sagte Roxane, die schwarzhaarige Hexe aus dem Jenseits. Wir erfuhren, daß sie eine Menge Anstrengungen unternommen hatte, um herauszufinden, wo sich das Höllenschwert befand, doch all die Mühe hatte sich nicht gelohnt.

Das Höllenschwert war und blieb verschollen.

»Vielleicht hat es sich in eine andere Dimension abgesetzt«, sagte meine blonde Freundin.

Sie saß auf der Lehne meines Sessels, ihr Arm ruhte auf meinen Schultern.

»Das wäre mir lieber, als wenn es auf der Erde geblieben wäre«, brummte Mr. Silver. Er stand neben dem Panzerschrank, in dem sich das Höllenschwert befunden hatte.

»Du meinst, wenn es in einer anderen Dimension Schaden anrichtet, kratzt dich das weniger«, sagte ich. »Aber das ist ein Trugschluß. Wo auch immer das Höllenschwert etwas anstellt, fällt es auf dich zurück.«

»Ich bin für die Taten dieser Waffe nicht verantwortlich!« wehrte der Hüne mit den Silberhaaren ab. »Sie ist ein eigenständiges Wesen, wie du weißt. Ich habe keinerlei Einfluß auf sie.«

»Der Schwarze Peter bleibt dir«, sagte ich ernst.

»O nein, Tony. Niemand kann mir einen Vorwurf machen.«

»Wer hat das Schwert entkommen lassen?« fragte ich.

»Ich habe es zu verhindern versucht, wie du weißt.«

»Fest steht jedenfalls, daß du ihm die Flucht ermöglicht hast«, sagte ich. »Das ist kein Vorwurf, Silver, sondern eine ganz nüchterne Feststellung.«

»Wir werden die Spur des Höllenschwerts früher oder später wiederfinden«, schaltete sich Roxane ein. »Irgendwann einmal werden wir auch seinen Namen erfahren. Und dann können wir es zu

bedingungslosem Gehorsam zwingen!«

Das hörte sich alles recht gut an, das mußte ich zugeben. Aber um dieses große Ziel zu erreichen, mußten wir noch etliche Hindernisse überwinden.

Würde uns das jemals gelingen?

Ich nahm einen Schluck vom Pernod.

Dann erwähnte ich den Namen Terence Pasquanell. Das war ein trauriges Thema. Dieser unerschrockene Mann hatte ohne Rücksicht auf Verluste gegen das Böse, vorwiegend gegen Werwölfe, die in den kanadischen Rocky Mountains ihr Unwesen trieben, gekämpft.

Er hatte viel für uns getan, dieser sympathische Werwolfjäger. Ein Mann aus Granit war er gewesen. Hart und unbeugsam. Jederzeit zu helfen bereit.

Er hatte Pater Severin gerettet und war dabei selbst ein Opfer des Bösen geworden, und Yora, die Totenpriesterin, hatte ihn zum ›Dämon auf Zeit‹ gemacht.

Das hieß, er würde so lange ein Dämon sein, wie Yora es wollte. Er hatte vorübergehend keine Augen mehr gehabt. Nun besaß er die Augen des Todes, zwei magische Diamanten, die ihm Yora geliehen hatte und die ihn zu unserem gefährlichen Feind machten.

Roxane hatte auch seine Spur zu finden Versucht, jedoch keinen Erfolg gehabt.

Vickys schlanke Finger kraulten meine Nackenhärchen. Das tat ungemein gut. Ich genoß es. Lächelnd bemerkte sie: »Du mußt müde sein.«

Ich pflichtete ihr sofort bei, denn ich überhörte die Einladung nicht, die hinter diesen Worten verborgen war. Vicky wollte mit mir allein sein, und das war genau das, was ich im Moment auch am liebsten wollte.

Ich leerte deshalb rasch mein Glas und gähnte herzhaft. Mr. Silver durchschaute die Sache natürlich und grinste breit. Ein Mensch konnte diesen Ex-Dämon nur sehr schwer täuschen, wenn überhaupt.

***

Der Butler starrte fassungslos auf die Waffe. Aber das Höllenschwert war nicht hier, um ihn zu töten. Es wollte sich Leo Sim holen. Nur wenn James Gordon die Waffe anzufassen wagte, würde sie sich auch gegen ihn wenden.

James fragte sich, wie das Schwert auf den Tisch kam. Funkelnagelneu sah es aus, dabei war es so alt, daß dies mit der menschlichen Zeitrechnung nicht erfaßbar war.

Glatt war die Klinge, die wie ein Spiegel glänzte. Dem Butler kam es vor, als würde sie leicht fluoreszieren. Der Anblick des Schwertes faszinierte ihn.

Es war ein sehr dekoratives Stück, dem man im Haus einen Ehrenplatz zuteilen sollte, und das würde Mr. Sim wahrscheinlich auch tun.

Der Butler wollte den Verleger aus seinem Arbeitszimmer holen. Er überlegte es sich dann aber anders, trat vorsichtig näher an den Tisch heran und betrachtete die Waffe ganz genau.

Er kam nicht auf den Trick, mit dem es möglich gewesen war, die Waffe an ihm vorbeizuschmuggeln und hier hinzulegen. Auf die Idee, daß schwarze Magie im Spiel sein könnte, kam er schon gar nicht.

Eine innere Unruhe erfaßte ihn, je länger er sich das Schwert ansah. War da nicht ein kaum wahrnehmbares Pulsieren in der Klinge? Befand sich Leben in dieser Waffe?

James schüttelte unwillig den Kopf. Manchmal hatte er schon recht haarsträubende Ideen.

Ein Schwert, das lebt! dachte er. Du solltest dich mal mit einem Psychiater über deinen Geisteszustand unterhalten.

In ihm keimte der Wunsch, die Waffe anzufassen.

Daß er in diesem Fall verloren war, wußte er nicht.

Sein Blick tastete den gerippten Griff ab, der ihm über den Tischrand hinweg einladend entgegenragte. Sollte er es wagen? Warum eigentlich nicht?

Er konnte das Schwert aufnehmen und Mr. Sim bringen. Ja, das wollte er tun. Entschlossen schloß er beide Hände um den Griff.

Damit hatte er sein Leben verwirkt!

***

Leo Sim rang sich schließlich doch dazu durch, Pater Severin anzurufen. Als er den Hörer abhob, drang aus der Halle ein verzweifeltes Stöhnen an sein Ohr.

Irgend etwas ist mit James! durchzuckte es den Verleger, und er ließ den Hörer auf die Gabel zurückfallen.

Das Stöhnen wiederholte sich. Höchst beunruhigt stand Sim auf und eilte um seinen Schreibtisch herum. Er stieß sich an der Kante und verzog schmerzlich das Gesicht, blieb aber nicht stehen, sondern durchmaß den holzgetäfelten Raum mit großen Schritten und erreichte nervös die Tür. Als er sie aufriß, sah er den Butler.

Der Mann war kreidebleich. Er hielt ein Schwert - *das* Schwert! - mit beiden Händen fest, und Schweiß glänzte auf seinem Gesicht. Er schien sich ungemein anzustrengen. Es schien ihm schwerzufallen, die Waffe zu halten.

»James!« entfuhr es dem Verleger.

»Sir, ich… Das Schwert… Ich kann es kaum noch halten -«

»Dann lassen Sie es doch um Himmels willen los!«

»Das… geht nicht, Sir…«, keuchte James. »Ich bin gezwungen, meine

Hände auf dem Griff zu lassen.«

»Gezwungen! Das ist doch Unsinn! Lassen Sie die Waffe los.«

»Das ist mir nicht möglich«, entgegnete James. »Sir, es befindet sich eine unheilvolle Kraft in diesem Schwert. Sie richtet sich gegen mich. Immer mehr… Das Schwert… will… mich… umbringen!«

»Meine Güte, was reden Sie sich denn da ein, James?« Der Verleger wollte dem Butler zu Hilfe eilen, doch als er zum ersten Schritt ansetzte, zuckte die Schwertklinge hoch, und der Butler schrie: »Nein, Sir, bleiben Sie, wo Sie sind, sonst passiert es sofort!«

Leo Sim verzichtete verstört auf den Schritt.

Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. James brauchte Hilfe. Wenn er sich wirklich nicht von der Waffe trennen konnte, schafften sie es bestimmt mit vereinten Kräften.

James hob die Waffe.

»Was haben Sie vor?« wollte Sim wissen.

»Ich tue nichts, Sir. Es ist… das Schwert… Diese unheimliche Kraft… Sie will zerstören…«

Sim hatte den Eindruck, der Butler habe den Verstand verloren, denn plötzlich ließ der Mann das Schwert durch die Luft surren. James handhabte die Waffe in einer Weise, die den Verleger verblüffte.

Der Butler schien mit dem Schwert in der Hand aufgewachsen zu sein. Die Klinge wirbelte durch die Luft, vollführte pfeifende, surrende Kreise, war mal oben, dann wieder unten und hieb schließlich mit ungeheurer Wucht auf den Tisch ein, auf dem es gelegen hatte.

Die dicke Eichenplatte zersprang wie Sperrholz.

»Mein Gott, James, sind Sie übergeschnappt?« schrie der Verleger.

»Die Waffe! Es ist die Waffe!« schluchzte der Butler. »Sie tut, was sie will. Ich kann sie nicht stillhalten!«

Das Höllenschwert schlitzte die Polsterung der Sessel auf, stach, schnitt und schlug, und allmählich erkannte Leo Sim, daß James die Wahrheit sagte. Er wurde vorwärtsgerissen und vollführte hinter dem Schwert einen grotesken Tanz.

Und dann…

Plötzlich hielt James die Waffe nicht mehr in seinen Händen. Sie drehte sich. Der Griff landete hart auf dem Boden, während die Schwertspitze sich gegen James Gordons Brust richtete.

Jetzt brach auch dem Verleger der kalte Schweiß aus, als er sah, was geschehen sollte.

»Nein, James!« brüllte Leo Sim entsetzt.

»Ich… kann… nicht…!« ächzte der Butler, und dann tat er, wozu ihn das Höllenschwert zwang.

Das Grauen schnürte dem Verleger die Kehle zu. Er war wie gelähmt und konnte nicht fassen, was er sah.

Röchelnd brach der Butler zusammen. Sim wandte sich erschüttert

ab.

Der kalte Schweiß rann dem Verleger in den Kragen. Es hatte noch nie eine Situation in seinem Leben gegeben, mit der er nicht fertiggeworden wäre.

Noch nie war er ratlos gewesen, doch in diesem Augenblick wußte er nicht, was er tun sollte, und in seinem Kopf herrschte ein heilloses Durcheinander.

»Polizei!« flüsterte er. »Ich muß die Polizei verständigen…«

Aber was sollte er den Beamten erzählen? Die Wahrheit? Sie würden ihm nicht glauben, konnten ihm so eine irre Geschichte einfach nicht abnehmen, selbst wenn sie tausendmal wahr war.

Ein lebendes Schwert!

Leo Sim mußte sich zwingen, James anzusehen. Das Gesicht des Mannes war grau, und seine Miene spiegelte das Entsetzen und die Verzweiflung wieder, die ihn bis zu seinem Ende gepeinigt hatten.

Das Schwert steckte in der Brust des Butlers, doch plötzlich sah der Verleger, wie es sich bewegte.

Das Schwert bewegte sich tatsächlich!

Der Alptraum ging weiter!

Das Schwert zog sich aus der Brust des toten Butlers!

Jetzt war die Spitze wieder zu sehen, und sie schwenkte sofort herum und richtete sich auf Sim!

Der Verleger stieß einen heiseren Entsetzensschrei aus. Endlich konnte er sich wieder bewegen, und er wirbelte auch sofort herum und schloß sich in sein Arbeitszimmer ein.

Panik prägte seine Zuge. Sein Blick irrlichterte durch den Raum.

Die Polizei konnte ihm nicht helfen. Vielleicht schaffte es ein Priester! Vielleicht wurde Pater Severin mit diesem verfluchten Schwert fertig, das offensichtlich vom Bösen geführt wurde!

Leo Sim tat das, was er schon lange tun wollte: Er rief seinen Freund Pater Severin an.

***

Wie jeden Abend betete Pater Severin noch vor dem Schlafengehen. Er kniete vor einem kleinen Altar in seinem Schlafzimmer und hatte die großen, kräftigen Hände gefaltet, die er nicht nur zum Segnen verwendete.

Jetzt bekreuzigte sich der große Priester und erhob sich. Als er sich seiner Soutane erledigen wollte, läutete das Telefon.

Jedermann in Pater Severins Gemeinde wußte, daß man ihn jederzeit anrufen durfte, wenn man Hilfe brauchte.

Ein Arzt kann auch nicht mit den Schultern zucken und sagen: »Das geht mich nichts an, es ist Nacht, und ich will schlafen.«

Und Pater Severin sah sich als Doktor für die Seele der Menschen. Er

war rund um die Uhr für seine Schäfchen da, wie man es von einem guten, selbstlosen Hirten erwarten konnte.

Deshalb zögerte er auch nicht, nach nebenan zu gehen und sich am Telefon zu melden. Die Männerstimme, die durch die Leitung kam, war verzerrt und kaum zu verstehen.

Der Anrufer mußte in Panik sein.

»Beruhige dich!« sagte Pater Severin eindringlich. »Nun beruhige dich doch erst mal, mein Sohn. Ich kann ja kein Wort verstehen.«

»Severin… ich… ich brauche Hilfe!« schrie der Mann am anderen Ende.

Nun kam dem Priester die Stimme doch ein wenig bekannt vor.

»Leo, bist du das?« fragte er.

»Ja. Um Himmels willen, komm schnell!«

»Was ist passiert?«

»Wenn du dich nicht beeilst, bin ich verloren!« schrie der Verleger. »Es… es hat James getötet!«

»Es?« fragte Pater Severin.

»Dieses Schwert!«

Die Kopfhaut des Priesters spannte sich. Das Höllenschwert hatte zugeschlagen! Er verlangte von Leo, ihm einen knappen Bericht zu geben. Der Verleger gehorchte stockend.

Pater Severin hörte gespannt zu. Dann riet er dem Freund, in seinem Arbeitszimmer zu bleiben, und legte hastig auf.

***

Ich erhob mich. »Ich wünsche allseits eine gute Nacht«, sagte ich.

»Und ich wünsche dir eine angenehme und vor allem ungestörte Ruhe«, sagte Mr. Silver scheinheilig. »Ich bin sicher, Vicky wird auf deinen angegriffenen Gesundheitszustand Rücksicht nehmen.«

Meine blonde Freundin schaute mich sofort besorgt an. »Ist das wahr? Fühlst du dich nicht gut, Tony?«

Ich warf dem Ex-Dämon einen giftigen Blick zu und lächelte Vicky dann strahlend an. »Ich fühle mich großartig. Komm mit, dann werde ich es dir beweisen.«

Vicky senkte verlegen den Blick und errötete. »Tony«, sagte sie rügend. »Was sollen denn Roxane und Jubilee von uns denken?«

»Daß wir verliebt sind, als befänden wir uns in den Flitterwochen«, antwortete ich.

Das Telefon schlug an, und da ich neben dem Apparat stand, hob ich sofort ab. Am anderen Ende war Pater Severin.

»Severin, alter Haudegen!« rief ich erfreut aus. »Schön, daß du anrufst. Es ist zwar schon spät, aber ein Mann wie du kann sich ja keine Uhr leisten.«

»Du bist aus Amerika schon wieder zurück?« fragte der Priester

überrascht.
»Könnte ich sonst deinen Anruf hier entgegennehmen?«
»Ich brauche Hilfe, Tony. Ich wollte Roxane bitten… Es geht um das Höllenschwert!« sagte der Priester aufgeregt.
Ich warf Mr. Silver einen kurzen Blick zu und erkannte, daß er sich in meine Gedanken eingeschaltet hatte. Das hieß, daß er das ganze Telefonat mitbekam.
Als Pater Severin das Höllenschwert erwähnte, ging ein Ruck durch den massigen Körper des Ex-Dämons.
»Du weißt, wo es ist?« fragte ich wie aus der Pistole geschossen.
»Ja«, antwortete Pater Severin. »Im Haus des Zeitungsverlegers Leo Sim. Er ist mein Freund. Wir waren zusammen auf der Uni. Das Höllenschwert hat seinen Butler getötet, und wenn wir nicht schnellstens bei ihm erscheinen, wird auch er sein Leben verlieren. Er hat sich in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, aber dort ist er vor dieser grausamen Waffe nicht sicher.«
Mr. Silver kam zu mir und nahm mir den Hörer aus der Hand. »Wir sind schon unterwegs, Severin.« Er legte auf. »Komm, Tony. Du darfst bei Vicky ein andermal müde sein. Jetzt ist keine Zeit dafür.«
Als kleine Entschädigung bekam Vicky Bonney von mir einen Kuß, dann verließen der Ex-Dämon und ich hastig das Haus.
Nebenan brannte noch Licht. Lance Selby war noch nicht zu Bett gegangen. »Sollen wir ihn mitnehmen?« fragte ich den Ex-Dämon.
Der Hüne schüttelte den Kopf. »Viele Köche verderben den Brei. Ich denke, es reicht, wenn wir beide uns um das Höllenschwert kümmern. Ich habe befürchtet, daß wir bald wieder von dieser verdammten Waffe hören werden.«
»Wirst du versuchen, sie einzufangen?« fragte ich.
»Ja, und sollte es mir nicht gelingen, werde ich mir ernsthaft überlegen, ob es nicht das beste ist, sie zu zerstören«, knurrte der Ex-Dämon und ließ sich auf den Beifahrersitz meines nagelneuen schwarzen Rovers fallen. Den anderen hatte kürzlich das Höllenschwert zertrümmert.
Kaum hatte er die Tür zugeklappt, ließ ich den Wagen schon abzischen.
»Nächstens fährst du schon los, wenn ich die Beine noch draußen habe!« maulte Mr. Silver.
»Wir haben es eilig«, gab ich zurück und drückte kräftig drauf.
Pater Severin wartete vor dem Pfarrhaus auf uns. Ich visierte ihn an, als wollte ich ihn zur Kühlerfigur machen, bremste erst knapp vor ihm scharf ab.
Präziser hätte ich den Rover nicht stoppen können. Der Priester vertraute auf meine Fahrkunst. Er wich keinen Millimeter zurück und zuckte nicht einmal mit der Wimper.

Ich öffnete die Tür hinter mir, und Pater Severin stieg hastig ein. Er war ein schwerer Brocken. Der Rover schaukelte, als er sich auf die Sitzbank fallen ließ.

»Hoffentlich kommen wir nicht zu spät«, sagte er besorgt.

»Wo wohnt dein Freund?« wollte ich wissen.

Der Pater sagte es mir, und ich gab sofort wieder Gas. Leo Sim brauchte nicht nur unsere Hilfe, er hatte im Moment eine Waffenladung voll Glück noch viel nötiger.

Während wir zu Sims Haus unterwegs waren, erzählte uns Pater Severin von der Geburtstagsfeier, die der betagte Theologieprofessor Alastair Genn veranstaltet hatte.

Als er erwähnte, daß Sim das Höllenschwert zum erstenmal dort gesehen hatte, sparte Mr. Silver nicht mit Vorwürfen. Er sagte, Pater Severin hätte unbedingt sofort Alarm schlagen müssen.

»Vielleicht wäre das Höllenschwert dann nie in Sims Haus eingedrungen«, sagte der Ex-Dämon.

Pater Severin sah seinen Fehler ein und war zerknirscht. Ich forderte ihn auf, die Namen der anderen Gäste zu nennen. Der Priester sagte sie der Reihe nach auf, und wir erfuhren auch, was für Berufe diese Männer hatten.

Sie hatten alle mit der Kirche zu tun. Als ich mir das überlegte, nickte Mr. Silver. Der Ex-Dämon schien mir wieder mal in den Kopf ›geguckt‹ zu haben.

»Stimmt genau, Tony«, sagte Mr. Silver.

»Was stimmt genau?«

»Was du dir zusammenreimst.«

»Soweit bin ich noch gar nicht«, sagte ich.

»Das Höllenschwert beobachtete sechs Gegner des Bösen«, sagte der Ex-Dämon. »Und nun befindet es sich im Haus eines dieser sechs Männer. Wahrscheinlich hat das Schwert über alle sechs das Todesurteil verhängt.«

»Wenn ich kein Priester wäre, würde ich jetzt fluchen«, sagte Pater Severin.

»Tu dir keinen Zwang an«, meinte Mr. Silver. »Wir hören solange weg.«

»Die nächste links!« rief Pater Severin. »Dann ist es nur noch ein Katzensprung. Gebe Gott, daß Leo noch lebt, wenn wir sein Haus erreichen.«

***

Das Sanatorium hoch oben in den Schweizer Alpen gehörte einem Mann, der die Welt in Angst und Schrecken versetzte. Sein Name war Mortimer Kull, und er wollte die Menschheit beherrschen.

Um dieses Ziel zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Er war ein

gefährlicher Stratege, ein gewissenloser, grausamer Feldherr, dem ein Instrument zur Verfügung stand, das seinesgleichen suchte: die Organisation des Schreckens.

Weit über der Baumgrenze thronte der Glas-Beton-Bau wie ein Adlerhorst, mit einem traumhaften Rundblick über die steinernen Riesen, die sich zu einer schier endlosen Kette aneinanderfügten.

Kull war ein Genie, ein Wissenschaftler, der immens viel Gutes für die Menschheit hätte tun können, aber danach stand ihm nicht der Sinn. Er dachte nur an Zerstörung und Chaos und daran, wie er seine Macht ständig weiter ausbauen konnte.

Er besaß zahlreiche Schlupfwinkel auf allen fünf Erdteilen. Das Sanatorium war nur eines davon. Die reichsten Leute der Welt kamen hierher, um sich zu regenerieren. Man half ihnen mit Frischzellen und kassierte für allerlei Hokuspokus eine Menge Geld.

Niemand ahnte, wem das Sanatorium gehörte. Wie fast immer, versteckte sich auch Professor Mortimer Kull hinter einem Strohmann, der ihm voll verantwortlich war.

Sollte es bei diesem zu Fehlleistungen kommen, wurde er ausgewechselt und durch einen besseren, zuverlässigeren Mann ersetzt, der mehr Glück hatte.

Und den Versager ereilte im besten Fall eine schnelle Kugel. Kull konnte sich für ihn aber auch eine schlimmere Todesart aussuchen. Vor geraumer Zeit hatte sich der machtgierige Wissenschaftler mit Atax, der Seele des Teufels, zusammengetan.

Atax hatte ihm diese Partnerschaft angeboten, und Kull hatte davon eigentlich nur profitiert. Dennoch war er nie zufrieden gewesen, weil er sich in Atax' Hand gegeben hatte.

Er war von diesem Dämon nicht nur abhängig gewesen; er hatte auch hin und wieder Befehle entgegennehmen müssen, und das behagte ihm nicht.

Lange hatte Kull sich überlegt, wie er seine Unabhängigkeit wiedererlangen konnte, und ihm war dabei auch eine brauchbare Idee gekommen: Computermagie.

Dem Genie gelang es, Atax' Kraft künstlich zu schaffen, und er dachte, es damit geschafft zu haben, doch während eines erbitterten Kampfes hatte Atax den Professor erkennen lassen, daß seine dämonische Magie doch schwerer wog als jene, die Mortimer Kull in sich trug.

Atax hatte den Professor vor die Wahl gestellt, entweder klein beizugeben - oder zu sterben. Zähneknirschend hatte sich Kull für ersteres entschieden.

Aber er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, von Atax loszukommen. Er war in der jüngsten Vergangenheit sehr aktiv gewesen und hatte einige äußerst interessante Dinge in Erfahrung

gebracht.

Es sollte eine Höllendroge geben.

Nicht auf dieser Welt, sondern auf Protoc, der Pavianwelt. Es hieß, daß in dieser Satansdroge ungeahnte Kräfte schlummerten. Wer sie einnahm, auf den gingen sie über.

Kull erhoffte sich von dieser Droge aus der Jenseitswelt zusätzliche Kräfte. Sie sollte seine Computermagie stärken und ihn zum gefährlichsten künstlichen Dämon aller Zeiten machen.

Aber das war noch nicht alles.

OdS-Agenten hatten erfahren, daß sich das Höllenschwert, das sich in Mr. Silvers Besitz befunden hatte, selbstständig gemacht hatte. Somit war diese begehrte Waffe nun herrenlos.

Und Mortimer Kull wollte sie sich holen. Als Mensch wäre er zu schwach gewesen, um sie unterjochen zu können. Ausgestattet mit dämonischer Computermagie war er zwar schon wesentlich stärker, aber es wäre für ihn immer noch tödlich gefährlich gewesen, das Höllenschwert zu berühren.

Er mußte zuerst nach Protoc und sich diese Satansdroge beschaffen. Wenn er sie getrunken hatte, würde er stärker sein als das Höllenschwert, dann konnte ihm diese Waffe nichts mehr anhaben, wenn er nach ihr griff und sie zu seinem Eigentum machte.

Und ein Mortimer Kull, der das Höllenschwert besaß, würde auch Atax, der Seele des Teufels, weit überlegen sein. Dann würde er die Bedingungen stellen, und Atax würde nach seiner Pfeife tanzen müssen oder… sterben.

***

Sim lauschte. Die Stille war ihm unerträglich. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt, und er hatte Angst wie nie zuvor. Er konnte es drehen und wenden, wie er wollte, es blieb eine Tatsache, daß James ermordet worden war.

Von diesem Schwert!

Sim glaubte an das Gute, und er glaubte an Gott. Wo Licht ist, ist auch Schatten. Wenn es das Gute, wenn es Gott gab, gab es auch das Böse und den Teufel. Zeigte er sich diesmal in der Gestalt eines Schwertes?

Leo Sim wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß ab. Dort draußen lag James. Er hatte nichts für ihn tun können, hatte verzweifelt mit ansehen müssen, wie ihm das Schwert das Leben nahm.

Und nun war diese verfluchte Waffe auf *sein* Leben aus. Sim fragte sich, wo sich das Schwert im Augenblick befand. War es noch in der Halle?

Er überlegte, wie lange Pater Severin hierher brauchte. Würde sein

priesterlicher Freund noch rechtzeitig eintreffen? Sims Herz raste. Er bekam nicht genug Luft, deshalb öffnete er den Kragenknopf seines Hemds.

Und immer wieder bildete er sich ein, einen Wagen vorfahren zu hören, doch wenn er dann mit angehaltenem Atem lauschte, vernahm er nichts, gar nichts.

London schien sich in eine Totenstadt verwandelt zu haben. Niemand schien mehr zu leben, jenseits dieses Zimmers, in dem er gefangen war.

Es gibt nur noch mich und dieses Schwert! dachte Sim unglücklich.

Er hielt diese Stille nicht mehr aus. Die Ungewißheit nagte in ihm wie eine hungrige Ratte.

Was würde geschehen, wenn er es wagte, die Tür aufzuschließen? Würde ihn diese unheimliche Waffe sofort attackieren? Oder war der schreckliche Schwertspuk schon vorbei? Fürchtete er sich umsonst? Er mußte es wissen.

Seine zitternden Finger berührten den Schlüssel.

Er zögerte einen Moment, dann schloß er auf und öffnete die Tür einen kleinen Spalt, bereit, sie gleich wieder zuzurammen, falls er das Schwert sehen sollte.

Er sah es nicht.

Hatte es sich zurückgezogen? Begnügte es sich mit diesem einen Mord?

Aber war es nicht verrückt, solche Gedanken zu wälzen? Er machte aus der Waffe ein denkendes Wesen.

Dort lag James auf dem Boden, halb verdeckt von dem Sessel, dessen Stoff aufgeschlitzt war. Sim war nicht sicher, aber er glaubte, schmatzende Geräusche zu hören.

Sie kamen von dort, wo der Butler lag. James konnte sie nicht verursachen. Wer war es aber dann? Sim öffnete die Tür etwas weiter. Er war so aufgeregt, daß ihn seine Beine kaum noch tragen wollten. Als seine Knie einknickten, hielt er sich erschrocken an der Türklinke fest, um nicht zu fallen.

Seine Zunge huschte nervös über die trockenen Lippen, während er es wagte, sein Arbeitszimmer zu verlassen. Pater Severin hatte gesagt, er solle in seinem Arbeitszimmer bleiben, aber das stand er einfach nicht durch.

Er brauchte Gewißheit.

Immer näher wagte er sich an den Toten heran. Er ging nicht gerade auf ihn zu, sondern beschrieb einen Bogen, um sehen zu können, was sich hinter dem verwüsteten Sessel befand.

Als er den nächsten Schritt machte, gab der Sessel das Geheimnis preis. Sim sah ein Tier von hundeähnlicher Statur. Aber dieses Tier konnte nicht von dieser Welt sein, denn es hatte einen transparenten

Körper und weiße Konturen.

Es hatte den Kopf gesenkt, stand von Sim abgewandt, sah ihn nicht, witterte ihn nicht, kümmerte sich nicht um ihn. Und es hatte sich über James gebeugt…

Sim stieß einen grellen Schrei aus, der das Tier veranlaßte, sich umzudrehen.

Es handelte sich um eine Hyäne.

Eine Geisterhyäne!

Mit kleinen, glühenden Augen starrte sie Leo Sim an. Dem Verleger blieb das Herz stehen.

In jenem Schweizer Sanatorium, das Dr. Moore Campbell in Mortimer Kulls Auftrag leitete, wurden aber nicht nur die Reichsten der Reichen kuriert.

Es gab eine Etage unter der Erde, von der nur Eingeweihte wußten, und dort arbeiteten Kulls Wissenschaftler mit großem Eifer und Erfolg an der Herstellung eines neuen Wesens, das sie Yul nannten.

Professor Kull setzte bereits seit einiger Zeit künstliche Menschen ein. Roboter. Cyborgs. Atax hatte sie mit Höllenkräften ausgestattet, und sie waren mit gewöhnlichen Waffen so gut wie nicht zu stoppen. Mehr als einmal hatten sie bereits ihre Gefährlichkeit bewiesen.

Auch Yul war ein Cyborg, aber er sollte alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen. Er war um ein Vielfaches gefährlicher als jene Maschinenmenschen, die bisher zum Einsatz gekommen waren.

Yul war ein Prototyp.

Sollte er sich bewähren, würde man mehr von seiner Sorte schaffen. Vorläufig gab es jedoch nur diesen einen, und Professor Kull war von Australien hierhergekommen, um sich den neuen Roboter vorführen zu lassen.

Kull war als Patient getarnt.

Er trug einen falschen Bart, und sein graues Haar war nicht echt. Er schien wie all die anderen zur Kur hier zu sein. Man massierte ihn täglich, er nahm die verordneten Schlammbäder und hatte sich mit einem Industriemagnaten aus Deutschland angefreundet.

Zur Zeit überlegte er, ob er diesen Mann aus dem Verkehr ziehen und sein Imperium übernehmen sollte. Kull war zwar immens reich, aber wenn es um Geld ging, bekam er den Hals einfach nicht voll, denn Geld ist Macht, und danach gierte er mit jeder Faser seines Herzens.

Er saß mit Konstantin Scholz, dem Deutschen, im großen Aufenthaltsraum. Sie spielten Schach, und Kull gewann.

Er wäre sauer gewesen, wenn er verloren hätte. Er mußte immer der Beste sein, und Scholz machte es ihm nicht allzu schwer.

Wenn der Industriemagnat am Zug war, ließ Mortimer Kull den Blick über die herrliche Bergwelt schweifen. Die Panoramafenster boten einen ungehinderten Ausblick.

Man hatte den Eindruck, sich irgendwo zwischen Himmel und Erde zu befinden. Kull sagte sich zufrieden, er habe diesen Platz gut gewählt. Er kam gern hierher, um ein paar Tage auszuspannen.

Ihm kam es vor, als würde er auf der Welt thronen, wenn er sich hier oben aufhielt, und das verlieh ihm ein großartiges Gefühl.

Konstantin Scholz machte seinen Zug, eine glatte Fehlentscheidung, und nach weiteren drei Zügen saß er in der Falle und mußte sich geschlagen geben.

Er lehnte sich schmunzelnd zurück und faltete die Hände. »Sie sind einfach zu gut für mich, mein Lieber«, sagte er. »So, wie Sie spielen, müßten Sie sogar einen Schachcomputer schlagen können.«

Schach war das Spiel der Könige, und Mortimer Kull sah sich heute schon als König der Welt. Eines Tages würde er über den gesamten Globus herrschen.

Diese Zukunftsvision ließ Kull versonnen lächeln. Ein Pfleger erschien und bat Kull, er möge zu Dr. Campbell kommen.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Mortimer Kull auf deutsch zu Konstantin Scholz und erhob sich.

»Sie geben mir hoffentlich Revanche«, sagte der Industriemagnat. Er war fünfzig, sah alt und verbraucht aus. Deshalb befand er sich hier. Er hoffte, daß man in diesem Sanatorium an ihm ein kleines Wunder vollbringen würde.

»Wenn Dr. Campbell keine anderen Pläne mit mir hat, stehe ich Ihnen gern jederzeit zur Verfügung«, erwiderte Professor Kull und folgte dem Pfleger, bei dem es sich um keinen OdS-Mann handelte.

Moore Campbell stand hinter seinem weißen Schreibtisch auf, als Mortimer Kull eintrat.

»Nun, wie fühlen Sie sich?« erkundigte sich der Leiter des Sanatoriums freundlich. »Ich hoffe, die Behandlungen tun Ihnen gut.«

»Ich bin sehr zufrieden«, sagte Kull und nahm Platz, als Campbell ihn dazu aufforderte.

Der Leiter des Sanatoriums wandte sich an den Pfleger. »Es ist gut, Sie können gehen, Heinz.«

Der junge Mann zog sich zurück, und Mortimer Kull fragte kühl: »Was gibt es, Campbell?«

»Ich bekam soeben Nachricht von unten, Professor«, sagte Moore Campbell.

»Und?«

»Yul ist bereit«, sagte der Leiter des Sanatoriums.

»Wann kann ich ihn mitnehmen?« wollte Mortimer Kull wissen.

»Jederzeit, Sir.«

»Ich will ihn sehen«, sagte der Professor und stand auf.

Moore Campbell öffnete eine elektronisch gesicherte Stahltür, die zum Vorschein gekommen war, als ein Teil der holzgetäfelten Wand

zur Seite geglitten war.
Sie betraten die Kabine eines Fahrstuhls, der sich Augenblicke später in Bewegung setzte.

***

Eine Geisterhyäne!
Leo Sim zweifelte nun endgültig an seinem Verstand. Das grauenerregende Tier hob die Lefzen und stieß ein aggressives Knurren aus. Der Verleger taumelte zurück.
Die transparente Hyäne jagte plötzlich durch die Halle. Sim dachte, seine letzte Stunde habe geschlagen. Das Geistertier stieß sich ab, schnellte hoch.
Leo Sim stöhnte auf, hob abwehrend die Arme, war darauf gefaßt, daß dieses schreckliche Tier gegen ihn prallen, ihn beißen und zu Boden reißen würde. Doch nichts dergleichen geschah.
Als Sim die Arme verdattert sinken ließ, sah er die Geisterhyäne nicht mehr. Er versuchte erst gar nicht, die Situation begreifen zu wollen.
Vielleicht hatte er eine Halluzination gehabt. Egal. Hauptsache, die Geisterhyäne war nicht mehr da. Besser, er hatte sie sich eingebildet, als daß es sie wirklich gab.
War es verwunderlich, daß ihm seine Sinne einen Streich spielten? Was er mit ansehen mußte, mußte einem ja den Verstand rauben.
Sim wollte die Leiche seines Butlers nicht dort am Boden liegen lassen. Er wollte den Toten in sein Arbeitszimmer holen, weg von diesem schrecklichen Schwert.
Mit vibrierenden Nerven näherte er sich der Leiche. Was befürchtete er? Daß sich James plötzlich erhob und ihn angriff?
Der Verleger sah die Wunde und spürte, wie sich ein Kloß in seiner Kehle bildete. Die Hyäne hatte zum Glück keine Spuren am Körper des Toten hinterlassen.
Ich muß mir dieses Vieh tatsächlich eingebildet haben, sagte sich Leo Sim. Er beugte sich über den Butler, überwand die Scheu, ihn zu berühren, krallte seine Finger in James' Kleidung und zerrte den Leichnam mit sich.
War es nötig, daß er sich noch mal in sein Arbeitszimmer einschloß? Das Schwert hatte allem Anschein nach das Haus verlassen. Die Gefahr schien vorüber zu sein, aber Sim wagte dem Frieden nicht zu trauen. Er würde erst aufatmen, wenn Pater Severin eintraf.
Ächzend schleifte er den Toten über den glatten Boden. Im Arbeitszimmer hob er den Butler auf ein Sofa, dann begab er sich zur Tür, klappte sie zu und schloß sie ab.
Pater Severin mußte in wenigen Augenblicken hier sein.
Der Verleger wandte sich langsam um.

Da hatte er schon wieder eine Halluzination: James Gordons Körper veränderte sich, wurde schlank und schmal, glänzte wie Metall!

Der Butler verwandelte sich in ein Schwert!

Fassungslos wischte sich Leo Sim mit der Hand über die Augen, als wollte er das Trugbild fortfegen, und die Situation änderte sich tatsächlich: James hatte sich nicht verändert. Er lag nach wie vor auf dem Sofa, während vor ihm das Schwert schwebte.

Die Spitze wies auf Sims Herz. Er hatte wahnsinnige Angst, davon durchbohrt zu werden, und er brüllte diese Angst lauthals heraus.

***

Wir hörten den Verleger schreien, als wir gerade aus dem Wagen stiegen. Die Rovertüren hatten wir nicht zugeschlagen, um unsere Ankunft nicht zu verraten, aber wir mußten davon ausgehen, daß das Höllenschwert trotzdem Bescheid wußte.

Pater Severin griff nach dem Kreuz, das vor seiner breiten Brust hing, Mr. Silvers Haut überzog sich mit einem silbrigen Flirren, und ich überlegte, ob ich meinen Colt Diamondback ziehen sollte.

Die Waffe war zwar mit geweihten Silberkugeln geladen, aber damit konnte ich dem Höllenschwert bestimmt nichts anhaben. Deshalb ließ ich den Revolver im Leder stecken.

Pater Severin rannte zur Haustür und stieß sie auf. Wir folgten ihm und überholten ihn. Es war besser, wenn er sich hinter uns befand, wenn wir mit dem Höllenschwert konfrontiert waren. Im Vorbeilaufen fiel mir eine verwüstete Sitzgruppe und ein zersplitterter Eichentisch auf.

Leo Sim machte es uns leicht, ihn zu finden. Wir brauchten nur dem Gebrüll entgegenzulaufen. Es führte uns direkt vor eine geschlossene Tür. Der Mann mußte sich in arger Bedrängnis befinden.

Ich öffnete mein Hemd, um schneller an den Dämonendiskus zu kommen, sobald wir bei dem Verleger waren. Immer noch schrie Leo Sim, wie auf der Folter.

Ich trat an die Tür, wollte sie öffnen. Es war abgeschlossen. Leo Sim hatte sich mit dem Höllenschwert *eingeschlossen*! Etwas Schlimmeres hätte ihm nicht passieren können.

»Laß mich ran!« verlangte Mr. Silver und schob mich zur Seite.

Plötzlich wurde der Schrei des Verlegers schrill und ging fast im selben Moment in ein markerschütterndes Röcheln über.

Meine Kopfhaut spannte sich. Ich war entsetzt. Mehr noch entsetzte es mich aber, als ich sah, wie die Spitze des Höllenschwerts sich knirschend durch das Holz der Tür bohrte.

Das Schwert hatte zuerst den Mann getroffen und dann die Tür!

Leo Sim schrie nicht mehr. Der Verleger mußte tot sein. Diese verdammte Waffe verhöhnte uns damit auf eine grausame Weise. Sie

zeigte uns, wie machtlos wir gegen sie waren.

Wir hatten das Schwert nicht daran hindern können, das zu tun, was es tun wollte. Es hätte Sim wahrscheinlich schon früher töten können, aber es hatte damit gewartet, bis wir eintrafen.

Mr. Silver sprengte das Schloß mit seiner Magie und warf sich mit der Schulter gegen die Tür.

Er drückte sie auf und schob den Toten zur Seite.

Jetzt sah ich das Höllenschwert. Es stellte sich nicht, sondern sauste durch den Raum, zum Fenster und durch das Glas hinaus in die Nacht.

Auch das konnten wir nicht verhindern.

Mr. Silver hetzte zum Fenster. Einem Kometen gleich sauste das Höllenschwert durch die Dunkelheit und verschwand.

Für Leo Sim kam jede Hilfe zu spät. Er hatte sein Leben seinem Glauben geweiht, und das Höllenschwert hatte ihm dieses Leben genommen. Und wahrscheinlich würde es noch weiter morden. Es gab noch Alastair Genn, Henry Jenkins, John Joyce, Brett Taurog und… Pater Severin!

***

Mortimer Kull und Moore Campbell gelangten in jenen Bereich des Sanatoriums, den nur wenige Personen betreten durften. Kybernetiker, Techniker und Elektroniker erwarteten Kull und geleiteten ihn in einen großen dunklen Raum.

»Es fehlt nur noch ein allerletzter Impuls«, sagte Dr. Campbell. »Wir dachten, den möchten Sie ihm selbst geben.«

Professor Kull nickte zufrieden. Er würde Yul gewissermaßen das Leben einhauchen. Eine beinahe göttliche Tat.

Seine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Er sah jetzt im Hintergrund einen Stahlsessel, der einem Thron ähnelte. Dort saß jemand.

Ein Hüne. Eine milchweiße, muskulöse Gestalt: Yul!

Der Prototyp des Superkämpfers. Ihn wollte Mortimer Kull mit nach Protoc nehmen. Einen besseren Leibwächter gab es nicht.

Völlig reglos saß Yul da. Die Kraft, mit der er ausgestattet war, mußte erst aktiviert werden. Kull trat an das Schaltpult. Seine Hand näherte sich dem Kipphebel. Seine Mitarbeiter hielten den Atem an. In wenigen Augenblicken würde Yul ›leben‹.

Kull legte den Schalter um. Der Stahlthron verwandelte sich scheinbar in einen elektrischen Stuhl. Ein Zischen und Knistern war zu hören, aber es war viel mehr als nur simpler Strom, was in diesem Moment in den koloßhaften Körper raste.

Plötzlich leuchteten die Augen des Cyborgs rot auf. Yul war aktiviert, und er bekam von Mortimer Kull den ersten Befehl: »Steh auf!«

Yul gehorchte. Er überragte alle Anwesenden um mindestens zwei

Köpfe, war ein furchterregendes Wesen.
»Komm her!« befahl ihm Professor Kull, und der weiße nackte Koloß setzte sich langsam in Bewegung. Er ging barfuß. Obwohl sein Innenleben aus Edelstahl bestand, waren seine Schritte nicht zu hören. Er bewegte sich völlig lautlos.
»Licht!« verlangte Mortimer Kull.
»Sollten wir damit nicht noch etwas warten?« fragte Moore Campbell. »Sie haben ihn eben erst aktiviert…«
»Licht!« sagte Mortimer Kull schneidend. »Ich will ihn mir genau ansehen!«
Campbell nickte einem der Männer zu, und dieser schaltete die Leuchtstoffröhren ein. Yul zuckte zusammen und hob die Hände vor die rot glühenden Augen.
»Ist dir das Licht unangenehm?« fragte Professor Kull. »Antworte!«
»Ich bin es nicht gewöhnt«, dröhnte die Stimme des Cyborgs durch den Raum.
Bisher hatte Mortimer Kull großen Wert darauf gelegt, daß die Cyborgs von Menschen nicht zu unterscheiden waren. Mit Yul war er davon erstmals abgewichen, das ließ schon die schneeweiße Haut des Roboters erkennen.
Man hatte diesmal aber auch auf ein menschliches Gesicht verzichtet. Yul hatte weder eine Nase noch einen Mund, sondern Schlitze, durch die er redete und atmete. Ja, Yul atmete auch. Er versorgte auf diese Weise seinen künstlichen Organismus mit Sauerstoff. Auch an seinen Wangen befanden sich senkrecht angeordnete längliche Öffnungen.
»Er sieht aus wie Mr. Universum«, sagte Moore Campbell stolz.
»Nur größer«, sagte Mortimer Kull.
»Und er ist so stark und so gefährlich, wie es ein Mensch niemals sein kann«, bemerkte Campbell.
Yul hatte an jedem Arm zwei Hände. Ein Ergebnis umfassender Tests.
»Nimm die Hände herunter!« forderte Mortimer Kull.
Der Cyborg gehorchte, obwohl ihm das grelle Licht noch unangenehm war.
Kull ging einmal um den nackten Riesen herum. Ein Wesen wie aus einem Science-fiction-Film, ausgestattet mit Kräften, die jeden Rahmen sprengten.
Mortimer Kull blieb vor seiner neuesten ›Waffe‹ stehen. »Ich habe vor, eine weite Reise anzutreten, und du wirst mich begleiten.«
Yul nickte.
»Ich vertraue dir mein Leben an«, sagte Kull. »Wir werden ein gefährliches Gebiet betreten, doch mit dir als Begleiter wird es keine Gefahr geben, die wir nicht meistern können«, behauptete Mortimer Kull Zuversichtlich.
Der Schritt, den er zu tun gedachte, wäre ihm als Mensch nicht

möglich gewesen, aber er war kein Mensch mehr, sondern ein künstlicher Dämon. Seine Computermagie hatte ihm Tore aufgestoßen, von denen er früher nichts gewußt hatte.

Eine neue Epoche brach an. Ihr Ende war noch nicht abzusehen.

»Wir brechen noch heute auf«, sagte Kull.

Yul nickte. Er war darauf programmiert, Mortimer Kull zu gehorchen. Der Professor konnte ihm befehlen, was er wollte. Yul würde es tun.

***

Mr. Silver untersuchte die beiden Toten. Ihm stand zwar eine Heilmagie zur Verfügung, doch hier konnte er damit nicht mehr helfen. Das Höllenschwert hatte tödlich zugeschlagen.

Pater Severin sank bleich auf die Schreibtischkante. »Zu spät«, sagte er niedergeschlagen. »Und ich bin schuld am Tod dieser beiden Männer. Wenn ich mich mit euch sofort in Verbindung gesetzt hätte, als mir Leo sagte, daß er das Höllenschwert gesehen hätte…«

Er brach heiser ab und schüttelte den Kopf. Er konnte nicht begreifen, wie ihm ein so schwerwiegender Fehler unterlaufen konnte.

»Dieses verdammte Schwert!« knirschte Mr. Silver. »Es hat gewissermaßen Blut geleckt. Ich fürchte, es wird weitermachen.«

»Wird es wahllos töten?« fragte Pater Severin.

»Ich denke, es wird sich auf dich und deine Freunde konzentrieren«, antwortete Mr. Silver.

»Wir müssen sie warnen«, sagte Pater Severin hastig.

»Und wir brauchen Unterstützung«, sagte ich. »Es kann auf keinen Fall schaden, wenn wir Roxane und Lance Selby um Hilfe bitten. Außerdem darf keiner der möglichen Todeskandidaten für sich allein bleiben.«

»Du hast recht, Tony«, sagte Mr. Silver. »Besser wäre es, wenn wir sie alle in einem Haus beisammen hätten.«

»Wie wär's mit Alastair Genns Haus?« fragte ich.

»Man müßte den alten Mann erst fragen«, meinte Pater Severin. »Aber ich glaube nicht, daß er etwas dagegen haben wird.«

»Wie sollte er auch?« sagte ich. »Schließlich ist ja auch sein Leben bedroht.« Ich schob dem Priester ein Blatt Papier hin und drückte ihm einen Bleistift in die Hand. »Los, Severin, schreib die Telefonnummern auf. Wenn du sie nicht auswendig weißt, such sie aus dem Telefonbuch heraus. Mach schnell. Ich rufe inzwischen Lance und Roxane an.«

Lance meldete sich erst nach einer Weile. Seine Stimme klang verschlafen.

»Habe ich dich geweckt?« fragte ich.

»Allerdings.«

»Tut mir leid, Lance, aber wir brauchen deine Hilfe. Können wir mit dir rechnen?« fragte ich.

»Das versteht sich doch wohl von selbst«, antwortete der Parapsychologe, ohne zu wissen, wobei er uns helfen sollte. Ich sagte es ihm:

»Das Höllenschwert hat die Jagd auf Männer eröffnet, die der Kirche nahestehen.« Ich berichtete Lance in Stichworten, was geschehen war, und sagte anschließend: »Setz dich sofort in deinen Wagen und fahr zu Henry Jenkins. Die Adresse ist… Augenblick…« Ich fragte Pater Severin und gab die Adresse an Lance Selby weiter. »Ich werde auch Jenkins anrufen und ihn auf deine Ankunft vorbereiten.«

»Willst du mich zu seinem Schutzengel machen?« fragte Lance.

»Ja«, sagte ich. »Aber du bleibst nicht mit ihm in seinem Haus, sondern du klemmst dir den Mann unter den Arm und bringst ihn unverzüglich zu Alastair Genn.« Ich gab auch dessen Anschrift durch. »Alles verstanden?« fragte ich Lance Selby.

»Klar. Ich hole Henry Jenkins ab und bringe ihn zu Alastair Genn.«

»Großartig«, sagte ich. »Aber sei auf der Hut. Theoretisch kann euch an jeder Straßenecke das Höllenschwert auflauern. Wir wissen nicht, wen es als nächsten angreifen wird.«

»Ich werde auf Jenkins aufpassen wie auf meinen Augapfel«, versprach Lance.

»Mehr kann ich nicht verlangen«, sagte ich und drückte mit dem Zeigefinger auf die Gabel, ließ sie aber gleich wieder los und wählte meine eigene Nummer.

Boram meldete sich. Das war eine Seltenheit.

»Gib mir Roxane!« verlangte ich.

»Ich muß sie erst holen«, antwortete der Nessel-Vampir mit seiner hohlen, rasselnden Stimme.

»Okay, aber beeile dich«, sagte ich ungeduldig.

»Ja, Herr.«

Ich stand wie auf Nadeln, trommelte mit den Fingern nervös auf die Schreibtischplatte. Pater Severin schrieb soeben die letzte Nummer auf. Dann meldete sich Roxane.

Ich informierte auch sie und bat sie, sich sofort zu Brett Taurog zu begeben. Auch der weißen Hexe schärfte ich ein, vorsichtig zu sein und Taurog auf dem schnellsten Wege zu Alastair Genn zu bringen. Ich selbst wollte John Joyce abholen. Ich sagte Roxane, daß wir uns alle bei Genn treffen würden.

»Hoffentlich in gesunder Frische«, fügte ich hinzu. »Ich könnte mir vorstellen, daß sich das Höllenschwert dann auf Genns Haus konzentriert. Wenn wir Glück haben, können wir es dort überwältigen. Wenn nicht, müssen wir alles daransetzen, um es zu vernichten. Es darf keine weiteren Toten geben!«

Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, war meiner Meinung. Sie sagte, sie würde ihr Bestes geben, damit es uns gelang, das rabiat gewordene Höllenschwert zu besiegen.

Ich legte auf, und Pater Severin nannte mir Alastair Genns Nummer, die ich sofort wählte, aber ich konnte den greisen Theologieprofessor nicht erreichen.

»Laß mich mal«, verlangte der Priester. Ich gab ihm den Hörer. Er wählte, doch es kam keine Verbindung zustande.

Pater Severin gab mir den Hörer zurück. Er schaute mich verstört an. »Vielleicht ist das Höllenschwert bereits bei ihm.«

»Oder er hat sein Telefon abgestellt, damit niemand seine Nachtruhe stören kann«, sagte ich und wählte die nächste Nummer. Diesmal hatte ich mehr Glück.

»Jenkins«, kam es durch die Leitung.

Ich fand, daß es besser war, wenn zuerst Pater Severin ein paar Worte mit ihm sprach. Der Hörer wechselte wieder in die riesige Pranke meines Freundes.

Pater Severin verschaffte mir gewissermaßen Entree bei Henry Jenkins. Er bereitete ihn auf den Schock vor.

Dann war ich an der Reihe. »Hören Sie zu, Mr. Jenkins. Mein Name ist Tony Ballard, ich bin ein Freund von Pater Severin. Sie sind in großer Gefahr, deshalb muß ich Sie bitten, Ihr Haus nicht zu verlassen. Ein Mann namens Lance Selby ist zu Ihnen unterwegs. Er wird Sie abholen und zu Alastair Genn bringen. Halten Sie bis dahin Fenster und Türen geschlossen, drehen Sie alle Lichter ab und tun Sie so, als wären Sie nicht zu Hause.«

Der Mann war so durcheinander, daß er nichts begriff. »Was hat das alles zu bedeuten, Mr. Ballard?«

»Ihr Freund Leo Sim wurde ermordet, sein Butler ebenfalls.«

»Ermordet?« fragte Jenkins schrill. »Von wem?«

»Es war ein Werk der Hölle, mehr möchte ich Ihnen im Moment nicht sagen. Bitte vertrauen Sie mir und erwarten Sie Professor Lance Selby. Tun Sie alles, was er Ihnen sagt. Er wird Sie mit seinem Leben beschützen.«

Ich beendete das Gespräch.

Der nächste war Brett Taurog. Wieder ließ ich Pater Severin ein paar einleitende Worte sagen. Den Rest besorgte ich. Während ich sprach, dachte ich an das Höllenschwert.

Wo mochte es jetzt wohl sein? Noch hier in der Nähe? Oder bereits bei dem Mann, mit dem ich telefonierte? Er versprach, auf Roxanes Eintreffen zu warten.

Nach diesem Gespräch fehlte nur noch John Joyce. Das gleiche Spiel wiederholte sich: Zuerst sprach Pater Severin, dann ich.

Joyce wohnte in einem Apartment am Stadtrand. »Ich bin bei Ihnen,

so schnell ich kann«, sagte ich. »Zeigen Sie sich nicht am Fenster. Halten Sie sich im Dunkeln auf. Wir fahren gemeinsam zu Alastair Genn.«

Er wollte mehr als die anderen wissen, doch ich vertröstete ihn auf später, bei Genn, dort würde er von Pater Severin alles erfahren. Im Moment war nur wichtig, ihn so schnell wie möglich dorthin zu schaffen.

Damit waren alle Hebel in Bewegung gesetzt. Ich wandte mich an Pater Severin und Mr. Silver: »Ihr begebt euch zu Genn und paßt auf den alten Herrn auf. Vielleicht schaffst du es, das Haus magisch zu sichern.«

»Ich werde es versuchen«, versprach Mr. Silver, und ich bestellte telefonisch für ihn und Pater Severin ein Taxi.

Dann rannte ich aus dem Haus und stieg in meinen Rover.

***

Obwohl Mortimer Kull kein echter Dämon war, konnte er sich mit der von ihm kopierten Atax-Magie doch sehr helfen. Er hatte Einblicke in Bereiche, die einem Menschen verborgen waren, und er wußte plötzlich Dinge, von denen er bis vor kurzem noch keine Kenntnis gehabt hatte.

Wenn die Magie, derer er sich bediente, auch nur kopiert war, so verhalf sie ihm doch zu dämonischem Wissen und Denken. Er fühlte auch anders als früher. Vieles hatte sich für Professor Kull verändert. Er war einen großen Schritt weitergekommen, und er hatte nicht die Absicht, stehenzubleiben. Nie mehr.

Als Mensch wäre es ihm ohne Hilfe unmöglich gewesen, seinen Fuß auf die Affenwelt Protoc zu setzen. Heute war es ihm spielend gelungen, und Yul hatte er mitgenommen.

Er blickte sich um. Nadelspitze Berggipfel ragten ringsherum auf. Dürftige Vegetation klammerte sich an die steilen Felswände.

Eine unirdische Düsternis lastete über diesem Gebiet. Kull entdeckte das unansehnliche Grau eines nahen Mondes. Darüber spannte sich die endlose Weite des Firmaments.

Er hatte Vulkangestein unter seinen Füßen, und er konnte mehrere Krater sehen, die wie hohe Schlote dunklen Rauch entließen. Sein dämonisches Ich ließ ihn wissen, daß er sich im Gebiet der Meskyren befand.

Die Meskyren waren Lemuren, also Halbaffen. Sie stellten auf Protoc eine Minderheit dar, waren grausam und unberechenbar und wurden deshalb von den anderen Bewohnern Protocs gemieden.

Sie lebten hier in einem Reservat, das sie nicht verlassen durften. Solange sie sich innerhalb der festgesetzten Grenzen aufhielten, ließ man sie in Ruhe, aber jeder Meskyr, der außerhalb des Reservats

angetroffen wurde, war vogelfrei und wurde gejagt und erschlagen.

Es gab weit weniger gefährliche Gebiete auf Protoc, aber Mortimer Kulls Ziel war dieses Reservat, denn hier befand sich die Satansdroge, die er brauchte, um stärker zu werden.

Über die Krater wehte ein heißer Wind. Mortimer Kull wandte sich an seinen hünenhaften Begleiter.

»Ob die Lemuren wissen, daß wir in ihr Gebiet eingedrungen sind?« fragte er.

»Ich sehe keinen Meskyr«, sagte Yul. »Aber ich spüre Leben.«

Kull riß die Augen auf. »Leben? Wo?«

Yul streckte seine Doppelhand in die entsprechende Richtung aus.

»Ein Lemur?« fragte Mortimer Kull. »Natürlich. Sonst wagt sich ja niemand in dieses Reservat. Wir werden versuchen, diesen Kerl in unsere Gewalt zu bringen. Ich habe ihm einige Fragen zu stellen. Damit können wir die Suche nach der Höllendroge möglicherweise erheblich abkürzen.«

Yul richtete seine Sensoren auf das fremde Leben aus. Das Leuchten seiner Augen verstärkte sich. Als dem Professor das auffiel, stieß er den weißen Hünen an.

»Nicht töten! Nicht töten, verstanden?« sagte Kull scharf. »Er gehört erst dir, wenn ich mit ihm fertig bin. Dann kannst du mit ihm anstellen, was du willst.«

»Nicht töten«, wiederholte Yul. Er führte Mortimer Kull über einen Felsgrat. Der Professor blickte in den tiefen Schlund eines Kraters hinab. Weit unter ihnen glühte ein Lavasee.

In der steil abfallenden Felswand gähnte eine Höhle, vor der ein Meskyr hockte. Der Mann hatte einen haarlosen Körper und eine bronzefarbene Haut. Man hätte ihn für einen Menschen halten können, wenn er keinen Affenschädel auf seinen Schultern getragen hätte.

Dicht vor ihm befand sich eine Feuerstelle. Der Lemur briet etwas: einen Pavian. Er mußte das Reservat verlassen und sich den Pavian geholt haben.

Ihm zu verzehren, würde die Zeit nicht mehr reichen, denn Mortimer Kull und sein Begleiter pirschten sich bereits an den Ahnungslosen heran.

***

Brett Taurog raufte sich die Haare. Noch nie war er so schrecklich nervös gewesen. Was er von Tony Ballard erfahren hatte, hatte ihn nicht nur schmerzlich getroffen, sondern auch arg geschockt.

Leo Sim und James waren ermordet worden.

Taurog wischte sich mit der Hand über das runde Gesicht. Er schloß kurz die großen, wasserhellen Augen und lehnte sich seufzend an die

Wand. Er dachte an Leos Frau. Wußte sie schon, daß sie zur Witwe geworden war? Sollte er es ihr mitteilen?

Die Telefonnummer ihrer Schwester in Schottland war ihm bekannt. Aber wenn er jetzt anrief, handelte er Tony Ballards Anordnung zuwider.

Ballard hatte gesagt, er solle sich absolut ruhig verhalten. Er stieß sich von der Wand ab und ging wieder ruhelos im Wohnzimmer auf und ab.

Immer wieder schaute er zum Fenster. Ein Mädchen namens Roxane sollte ihn abholen. Wie lange würde es noch dauern, bis sie hier eintraf?

Ein Wagen bog um die Ecke und kam auf Taurogs Haus zu. War das Roxane?

Brett Taurog blieb stehen. Er beobachtete die näherkommenden Scheinwerfer. Das Fahrzeug hielt jedoch nicht an, sondern folgte dem gekrümmten Verlauf der Straße. Augenblicke später war das Licht verschwunden.

Das Warten ging weiter.

Einmal war dem Chefredakteur, als sehe er ein metallisches Blinken über den Kronen der Bäume, die sich auf dem Nachbargrundstück befanden, doch als er genauer hinsah, konnte er nichts Ungewöhnliches entdecken.

Taurog blickte auf seine Quarzuhr. Er drückte auf einen der Knöpfe, und ein kleines Lämpchen erhellte die LCD-Anzeige. Wann hatte Tony Ballard angerufen? Wieviel Zeit mochte inzwischen vergangen sein?

Er wußte es nicht.

Wieder bog ein Auto um die Ecke, und dieses fuhr nicht vorbei. Brett Taurog beobachtete das Mädchen, das ausstieg. Sie hatte eine traumhafte Figur und langes schwarzes Haar, das sie jetzt mit einer raschen Kopfbewegung zurückwarf.

Bevor sie sich zur Haustür begab, blickte sie sich vorsichtig und mißtrauisch um. War die Gefahr, in der er schwebte, tatsächlich so groß?

Taurog wartete, bis das Mädchen läutete. Ein *Mädchen*… Der Chefredakteur hatte nichts gegen Frauen. Er konnte sich nur nicht vorstellen, daß ihn dieses junge Ding besser beschützen konnte, als er es selbst vermochte.

Aber er fügte sich Tony Ballards Wunsch und war bereit, sich von Roxane zu Alastair Genn bringen zu lassen. Er hoffte, daß man ihn dort gründlicher informieren würde.

Es genügte ihm nicht zu wissen, daß Leo Sim ermordet worden war. Er war an Einzelheiten interessiert, wollte wissen, wer diese Wahnsinnstat begangen hatte und warum.

Leo Sim hätte vielen Menschen ein Vorbild sein können. Er war zeit

seines Lebens ein aufrechter, ehrlicher Mann gewesen. Von seiner Sorte gab es nicht viele.

Es läutete.

Brett Taurog hatte zwar darauf gewartet, er erschrak aber doch, als die Glocke anschlug. Nervös strich er sich das Haar aus der Stirn und verließ das dunkle Wohnzimmer.

Im ganzen Haus brannte kein Licht. Tony Ballard hatte es so verlangt. »Wer ist da?« fragte Taurog an der Tür.

»Roxane«, sagte das hübsche Mädchen. »Mr. Ballard hat Sie angerufen. Ich soll Sie zu Mr. Genn bringen.«

Taurog öffnete die Tür. Er fragte sich, ob Roxane mehr als er wußte. Vielleicht würde sie ihm während der Fahrt Näheres über den Mord an Leo und dessen Butler erzählen.

»Sind Sie okay, Mr. Taurog?« erkundigte sich Roxane.

»Ja. Warum fragen Sie? Was haben Sie erwartet?«

Die weiße Hexe ging nicht darauf ein. »Können wir aufbrechen?«

Taurog trat aus dem Haus und schlug die Tür hinter sich zu. »Wer hat Leo umgebracht?«

Roxane blickte sich gehetzt um. »Steigen Sie erst einmal in den Wagen. Für Fragen ist jetzt keine Zeit.« Die Hexe aus dem Jenseits war nicht sicher, aber es war möglich, daß sie die Nähe des Höllenschwerts spürte.

Es war deshalb angeraten, schnellstens abzufahren.

Roxane hatte sich Vicky Bonneys Leihwagen geborgt. Es war ein weißer Mercedes, links gesteuert. Deshalb stieg Brett Taurog rechts ein. Roxane zog sich Schritt für Schritt zurück. Sie ließ das Haus und seine unmittelbare Umgebung nicht aus dem Augen. Aber die gefährliche Waffe ließ sich nicht blicken.

Roxane stieg ein. Der Motor lief noch. Die Hexe aus dem Jenseits setzte das Fahrzeug ein Stück zurück, kurbelte rasch am Lenkrad und kehrte um.

Und zwischen den Baumkronen schwebte das Höllenschwert hervor!

***

Der Lemur hatte zwei gefährliche Feinde hinter sich, ohne es zu ahnen. Auch er war gefährlich, aber mit Mortimer Kull oder Yul konnte er sich nicht messen.

Er hatte das Reservat verlassen und einen Pavian zur Strecke gebracht. Einen Stahlpfeil hatte er ihm ins Herz geschossen. Ein einziger Schuß hatte gereicht, darauf war er stolz.

Kaum ein Meskyr war ein besserer Jäger als er. Ihm lag das Jagen im Blut. Deshalb mußte er das Reservat auch immer wieder verlassen, denn hier gab es keine Paviane. Hier lebten nur Lemuren, und deren Fleisch war so gut wie ungenießbar.

Dondo, der Lemur, nahm den Spieß vom Feuer.

Er war ein Außenseiter.

Im Grunde genommen waren auf Protoc alle Meskyren Außenseiter, aber Dondo war ein Außenseiter innerhalb der Außenseiter, der sich so ziemlich über alle Gesetze hinwegsetzte, ob sie nun von den Pavianen oder von den Lemuren aufgestellt worden waren.

Dondo war auch ein Einzelgänger.

Einer wie er brauchte keinen Freund, vertrug sich mit niemandem. Er lebte sein eigenes Leben, an dem er niemanden teilhaben ließ, und man ließ ihn in Ruhe.

Er war ein kühner Kämpfer, ein listiger Fallensteller, ein tückischer Räuber, der kleinste Chancen sofort erkannte und augenblicklich nutzte.

Vor dieser Höhle hätte er eigentlich nicht sitzen dürfen.

Er befand sich in einem Gebiet, das gewöhnliche Lemuren nicht betreten durften. Er wußte das, aber er scherte sich nicht darum. Er hielt sich für etwas Besonderes.

Normalerweise begaben sich nur Auserwählte hierher. Doch gerade deshalb hatte sich Dondo mit seiner Jagdbeute hier niedergelassen, denn in diesem Gebiet konnte er sicher sein, daß niemand ihn störte. Niemand würde ihm den erlegten Pavian streitig machen. Der ganze Braten würde Dondo allein gehören.

Er öffnete den Mund, zog die wulstigen Lippen hoch, und seine gefährlich langen Reißzähne kamen zum Vorschein. Wie Eispickel stachen sie vor.

Dondo schlug sie in das heiße Fleisch und riß ein großes Stück heraus. Seine Kiefer mahlten nur zwei-, dreimal, dann würgte er den großen Brocken hinunter.

Das Pavianfleisch schmeckte jetzt schon sehr gut, aber Dondo wollte es noch kurze Zeit weiterbraten.

Der kraftstrotzende Halbaffe starrte ins flackernde Feuer.

Mortimer Kull und Yul pirschten sich lautlos an ihn heran. Sie wollten ihn überrumpeln und überwältigen, doch ehe sie ihn erreichten, spürte er ihre Nähe.

Er witterte sie.

Dondo war mit den Gesetzen der Natur vertraut, und er hatte eine beachtenswerte Auffassungsgabe. Deshalb wußte er mehr als andere Lemuren, und er vermochte vor allem schneller als seine Artgenossen zu reagieren, Wenn Gefahr im Verzug war.

Und in diesem Moment spürte er sie körperlich, die Gefahr, die ihm drohte. Alarmiert sprang Dondo auf.

Er wirbelte herum und erblickte zwei Wesen, die nicht auf seine Welt gehörten. Fremde auf Protoc! Eindringlinge, die in diesem Meskyren-Reservat nichts zu suchen hatten!

Feinde!

Eigenartig, daß Dondo in diesem Augenblick die Frage durch den Kopf schoß, wie die beiden wohl schmecken mochten, ob sie überhaupt genießbar waren.

Vor allem der große Weiße mit den glühenden Augen.

»Los, Yul!« befahl Professor Kull zischend. »Pack ihn!«

Und der Cyborg stieß sich ab.

***

Roxane erzählte dem Mann, der sich in ihrer Obhut befand, was sie wußte.

Brett Taurog konnte es nicht fassen. Ein Schwert. Ein lebendes Schwert! Wie sollte man so etwas glauben können? Daß tote Materie lebte, widersprach doch allen Gesetzen der Physik und der Logik.

Aber er wußte instinktiv, daß Roxane die Wahrheit sagte. Dieses Mädchen war in jeder Beziehung außergewöhnlich, zu dieser Erkenntnis kam Taurog mehr und mehr.

Er erfuhr, daß Tony Ballard, Pater Severins Freund, ein Dämonenjäger war.

»Und was sind Sie?« fragte Taurog. »Eine Dämonenjägerin? Mich kann bald nichts mehr verblüffen.«

»Ich bin eine weiße Hexe«, antwortete Roxane wahrheitsgetreu.

Der Chefredakteur nickte. »Dann glaube ich auch, daß Sie mir beistehen können, falls ich das nächste Opfer dieses Schwerts sein sollte. Wie haben Sie es genannt? Höllenschwert?«

»Es wurde für einen Dämon namens Loxagon auf dem Amboß des Grauens geschmiedet. Wenn Sie so wollen, könnte man sagen, es hat eine Seele. Auf jeden Fall hat das Höllenschwert einen eigenen Willen. Sollten wir ihm begegnen, dürfen Sie es auf keinen Fall berühren…«

Der Chefredakteur lachte gallig. »Ich werde mich hüten. Was würde geschehen, wenn ich es anfasse?«

»Das Schwert würde Sie töten«, sagte Roxane. »Es tötet jeden, der es anfaßt, wenn sein Wille jenem der Waffe nicht überlegen ist.«

Taurog schlug sich auf die Stirn. »Unfaßbar. Was Sie mir erzählen, klingt alles so phantastisch.«

»Dennoch ist jedes Wort wahr«, erwiderte die Hexe aus dem Jenseits.

Brett Taurog musterte sie von der Seite. »Können Sie sich übernatürlicher Fähigkeiten bedienen? Verfügen Sie über Hexenkräfte?«

»Allerdings«, antwortete Roxane. »Aber ich hoffe, ich brauche sie gegen das Höllenschwert nicht einzusetzen.«

»Haben Sie sich mit dieser Waffe schon einmal gemessen?« wollte der Chefredakteur wissen.

»Nein, noch nie.«

»Dann wissen Sie also nicht, ob Sie eine Attacke des Schwerts abwehren können.«

»Nein, das weiß ich nicht, aber ich werde auf jeden Fall mein Bestes geben, um Sie sicher zu Alastair Genn zu bringen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Das glaube ich Ihnen. Sie sehen sehr zuverlässig aus, und Sie scheinen sehr viel Mut zu haben.«

»Es geht«, sagte Roxane bescheiden und warf einen Kontrollblick in den Außenspiegel. Sie fuhr eine einsame Straße entlang. Außer dem Mercedes war hier kein einziger Wagen unterwegs.

Aber auch in einer verkehrsreichen Straße wären sie vor einem Angriff des Höllenschwerts nicht sicher gewesen. Diese Waffe brauchte auf nichts Rücksicht zu nehmen.

Sie konnte sich überall einen Angriff erlauben. Wer hätte sie davon abhalten sollen?

Roxane wählte absichtlich diese Strecke, um schneller vorwärtszukommen. Sie wollte den Chefredakteur so rasch wie möglich bei Genn abliefern und sich dann gemeinsam mit Mr. Silver, Tony Ballard und Lance Selby auf eine Attacke des Höllenschwerts vorbereiten.

»Wenn mir jemand vor einer Stunde gesagt hätte, ich würde eine weiße Hexe kennenlernen, hätte ich ihn für verrückt gehalten oder gedacht, er würde mich auf den Arm nehmen«, sagte Brett Taurog. »Ich habe Theologie studiert, und ich bin Chefredakteur von Leo Sims Kirchenzeitung. Ich will damit sagen, daß ich über Gut und Böse besser Bescheid weiß als viele andere Menschen. Dennoch muß ich gestehen, daß das, was Sie mir erzählt haben, starker Tobak für mich ist. Waren Sie immer schon eine weiße Hexe?«

»Niemand wird als weiße Hexe geboren«, sagte Roxane. »Ich habe mich vom Bösen abgewandt.«

»Dann könnte man Sie also auch als abtrünnige Hexe bezeichnen.«

»So ist es«, bestätigte Roxane. Sie verlangsamte die Fahrt, bog rechts ab, gab wieder mehr Gas und schaute in den Außenspiegel.

Vom Höllenschwert war nach wie vor nichts zu sehen. Erfreulich, dachte die Hexe aus dem Jenseits. Sehr erfreulich.

»Was wissen Sie noch über dieses Höllenschwert?« fragte Brett Taurog. »Obwohl ich mich vor dieser Waffe fürchte, fasziniert sie mich doch auch irgendwie.«

»Das Schwert hat einen Namen.«

»Tatsächlich? Wie heißt es?« fragte Taurog.

»Ich wollte, ich wüßte es«, antwortete Roxane. »Dann hätten Sie nämlich nichts zu befürchten.«

»Wieso? Das verstehe ich nicht.«

»Wer den Namen des Schwertes kennt, kann die Waffe zu seinem

Diener machen. Jedem Befehl würde das Höllenschwert in diesem Fall gehorchen.«

»Weiß dieser… Loxagon den Namen?«

»Er wußte ihn. Aber Loxagon lebt nicht mehr, und niemand weiß, wo er begraben ist. Wir suchen sein Grab schon sehr lange, konnten es bis jetzt aber noch nicht finden. Es heißt, wer die Klinge des Höllenschwerts in Loxagons Grab stößt, dem offenbart sich der Name der Waffe. Er wird auf der Klinge sichtbar.«

Plötzlich stieß Taurog einen Schrei aus.

»Roxane! Das Höllenschwert!«

Die schwarze Waffe war auf der Beifahrerseite erschienen, hielt die Geschwindigkeit des Mercedes mühelos mit.

Und dann griff sie an.

***

Der Riese stieß sich ab, und Dondo sprang in die Höhle. Das Glühen der Cyborg-Augen hätte zugenommen. Yul setzte eine magische Strahlung frei, die den Halbaffen lähmen sollte, doch mit seinem weiten Satz hatte sich Dondo in Sicherheit gebracht.

Die magische Strahlung hatte ihn nur gestreift. Ein nie gespürter Schmerz ließ den Lemuren aufstöhnen.

Sein behaartes Affengesicht verzerrte sich. Dondo überlegte blitzschnell, ob er seine Waffen holen und kämpfen sollte, doch dann entschied er sich gegen den Kampf. Dieser weiße Hüne war ihm nicht geheuer.

Das konnte ein Dämon sein, und mit einem solchen Wesen wollte sich Dondo nicht anlegen. Da war Flucht die bessere Lösung.

Die Höhle verästelte sich schon nach wenigen Schritten. Es gab hier einige gute Verstecke. Dondo hatte vor, in eines davon zu schlüpfen und abzuwarten.

Ein Aufenthalt in dieser Höhle war nicht ungefährlich. Es gab hier einige Fallen. Nicht einmal Dondo kannte sie alle.

Als Yul die Feuerstelle erreichte, war der Meskyr verschwunden. Der Cyborg gab dem über dem Feuer schmorenden Pavian einen Tritt.

Mortimer Kull schloß auf. »Wo ist er? Ich will ihn haben!«

Sie betraten die Höhle. Kull konnte aufrecht gehen, Yul mußte sich bücken, aber wenig später wurde die Höhle höher, so daß sich auch der mächtige Cyborg aufrichten konnte.

»Wir müssen uns trennen«, sagte Mortimer Kull, als er die Gangverästelung sah. »Sollte ich ihn erwischen, rufe ich. Solltest du ihn kriegen, gibst du mir ein Zeichen.«

Yul hob den Kopf. »Gefahr«, sagte er.

Kull musterte das künstliche Gesicht des Cyborgs. »Meinst du, von diesem Halbaffen geht eine Gefahr aus?«

»Nein, sondern von dieser Höhle.«

»Was empfängst du?«

»Strahlen, wahrscheinlich dämonischen Ursprungs«, antwortete der Cyborg.

»Dann sei auf der Hut«, riet ihm Professor Kull und entschied sich für einen der Gänge.

Er aktivierte seine Computer-Magie und tastete damit die Höhle vorsichtig ab. Yul verfügte über hochempfindliche Sensoren. Deshalb nahm er mehr als Kull wahr.

Aber der Professor scheute sich nicht, einer drohenden Gefahr entgegenzutreten. Wenn dem Feind nicht ebenso viele Kräfte wie Atax zur Verfügung standen, würde er irgendwie mit ihm fertigwerden, davon war er überzeugt.

Dondo hockte in einem engen Loch und rührte sich nicht. Er atmete kaum noch. Mit seinen großen dunklen Augen beobachtete er den näherkommenden Mortimer Kull.

Der Lemur hatte die Absicht, Kull vorbeizulassen, dann aus dem Loch zu schlüpfen und aus der Höhle zu stürmen. Angreifen würde er den Mann nicht, das war ihm zu riskant.

Er ließ sich nie mit zwei Gegnern gleichzeitig ein, wenn es sich vermeiden ließ, und hier ließ es sich vermeiden.

Ganz klein machte sich Dondo, aber Mortimer Kull entdeckte ihn doch. Seine künstliche Dämonenkraft war ihm dabei eine große Hilfe. Breitbeinig blieb er vor dem unscheinbaren schwarzen Loch stehen.

»Komm heraus!« befahl er dem Halbaffen.

Dondo gehorchte nicht sofort. Vielleicht nahm der Mann nur an, daß er sich hier verbarg.

»Ich wiederhole mich nicht gern!« knurrte Mortimer Kull.

Dondo regte sich immer noch nicht. Da stach Kull mit Magie zu, und der Meskyr stöhnte unter quälenden Schmerzen. Langsam kroch er aus dem Loch.

Mortimer Kull trat einen halben Schritt zurück, und Dondo sah darin eine Chance zur Fortsetzung der Flucht. Er gab dem Professor blitzschnell einen Tritt.

Kull, der mit keinem Angriff gerechnet hatte, fiel gegen die Höhlenwand, und Dondo gab sofort wieder Fersengeld. Unglaublich schnell war der Halbaffe.

Der Höhlengang krümmte sich, und Dondo verschwand aus Kulls Blickfeld. Fluchend rannte ihm der Professor nach. Dondo sprang über Stufen, kletterte flink über Holzleitern hinunter.

Alle Versuche Kulls, den Lemuren zu stoppen, schlugen fehl. Dondos Vorsprung vergrößerte sich. Der Halbaffe wagte sich in Höhlenregionen vor, die er nie zuvor betreten hatte.

Und niemals wäre er bis hierher gekommen, wenn er nicht verfolgt

worden wäre. Er war zwar mutig, aber auch sein Mut hatte Grenzen, und die hatte er - wie er nun feststellte - überschritten.

Der unterirdische Raum, in den er gelangte, glich einer Pfanne. Mumifizierte Lemuren lehnten an den Wänden. Dondo wußte nicht, warum sie hier waren.

Er stand mitten in dieser ›Pfanne‹ und wußte nicht, wo es weiterging. Schattenhaft grau ragte ein steinerner Kopf vor ihm auf. Ein Kopf, dessen Maul weit offenstand.

Durch dieses Maul gelangte man in einen finsteren Schlund.

Zeit zum Überlegen hatte Dondo keine. Er mußte sich in Sicherheit bringen, und als einziger Fluchtweg bot sich dieses große schwarze Steinmaul an.

Er hörte Mortimer Kulls Schritte. Sie kamen rasch näher. Dieser Mann hatte ihm einen Schmerz zugefügt, ohne ihn zu berühren. Dazu waren nur Höllenwesen imstande.

Auch auf Protoc kannte man die Hölle. Die Namen Asmodis, Atax und Mago waren hier bestens bekannt.

Dondo stürmte weiter, und mit einem kraftvollen Sprung flog er in das große Maul hinein. Er konnte nur hoffen, daß ihn jetzt nicht steinerne Zähne packten und zermalmten.

Mortimer Kull federte über mehrere Stufen und gelangte ebenfalls in diesen runden unterirdischen Raum. Wo sich Yul befand, wußte er nicht. Er brauchte den Cyborg im Moment nicht.

Den Lemuren konnte er auch allein fangen.

Dondo stürmte durch den schwarzen Schlund. Mortimer Kull zögerte nicht, dem Halbaffen zu folgen. Als sie sich beide im Inneren des Steinschädels befanden, reagierte dieser.

Das Maul schloß sich!

Kull und Dondo waren gefangen.

***

Das Höllenschwert schlug zu!

Brett Taurog bekam das Grauen hautnah mit. Wenn er bis jetzt an Roxanes Worten gezweifelt hätte, wären diese Zweifel nun allesamt ausgeräumt worden.

Das Höllenschwert lebte tatsächlich, und es ließ sich nicht abhängen, obwohl Roxane zügig fuhr.

Die Waffe zertrümmerte das Glas. Ein Splitterregen flog dem Chefredakteur ins Gesicht. Er schrie wieder auf.

»Runter!« schrie Roxane.

Das Höllenschwert drehte sich.

»Runter!« schrie die Hexe aus dem Jenseits wieder. Sie steuerte das Fahrzeug nur noch mit einer Hand. Mit der anderen griff sie nach Taurogs Schulter, riß sie nach vorn und drückte sie gleichzeitig nach

unten.

Die schwarze Waffe stach zu und verfehlte den Hals des Mannes nur knapp. Roxane stemmte ihren Fuß auf das Bremspedal und schlug kräftig ein.

Die Pneus kreischten. Der Mercedes drehte sich vom Höllenschwert weg. Roxane schaffte es nicht, das Auto rechtzeitig abzufangen. Es knallte gegen eine Laterne, das Blech verformte sich.

Im Augenblick befand sich das schwarze Schwert hinter dem Mercedes. Roxane gab wieder Gas. Sie wußte nicht, was besser war. Sollte sie dem Höllenschwert ein halsbrecherisches Wettrennen liefern, oder sollte sie anhalten, aus dem Wagen springen und das Schwert mit ihrer Hexenkraft attackieren?

Brett Taurog kauerte im Fußraum und schützte seinen Kopf mit den Armen. Es würde ihm gar nichts nützen, wenn das Schwert ihn traf.

Roxane raste weiter. Sie beobachtete das Höllenschwert. Deutlich war es im Außenspiegel zu sehen. Die schwarze Waffe flitzte heran. Einem Blitzstrahl gleich flog sie durch die Luft, als wäre sie von einem wütenden Riesen geschleudert worden.

Roxane hatte Tony Ballards Rover gesehen. Nach dem Angriff des Höllenschwerts war der Wagen nicht mehr zu gebrauchen gewesen. Ähnlich schien das schwarze Schwert mit Vicky Bonneys Leih-Mercedes verfahren zu wollen.

Es hieb den Außenspiegel ab und donnerte gegen die Tür auf der Fahrerseite. Roxane schrie einen magischen Bannspruch, während sie erneut bremste.

Das Höllenschwert flog ein Stück weiter, kehrte um. Die weiße Hexe bemerkte eine kleine Grünanlage, und sie erinnerte sich, daß sie auf der Fahrt zu Brett Taurog hinter dieser Anlage ein Parkhaus gesehen hatte.

Wenn es ihr gelang, ihren Schützling dort zu verstecken, würde sie sich dem Höllenschwert stellen. Sie visierte das finstere Gelände an, aber das Höllenschwert ließ sich nicht abschütteln.

Der Mercedes wühlte sich durch den weichen Boden. Roxane ließ das Auto durch eine Buschgruppe schießen. Sie nahm nicht Rücksicht auf das Fahrzeug. Es war zu ersetzen.

Hier ging es um Wertvolleres.

Die Zweige peitschten und kratzten über den Lack. Das Höllenschwert setzte zu einer neuerlichen Attacke an, und im Handumdrehen verlor Roxane die Herrschaft über das Fahrzeug.

Der Mercedes wurde zum Kreisel und krachte mit großer Wucht gegen den dicken Stamm einer alten Linde. Eine unsichtbare Hand riß die Tür auf der Beifahrerseite auf, und dieselbe Hand schien Brett Taurog zu ergreifen.

Der Mann schrie entsetzt auf, als er aus dem Wagen flog. Draußen

prallte er gegen eine Parkbank und blieb reglos liegen. Roxanes Kopfhaut spannte sich.

Sie stieß die Tür auf ihrer Seite auf und sprang aus dem Mercedes.

Wo befand sich das Höllenschwert?

Roxane sah die gefährliche, entfesselte Waffe nicht, aber sie war davon überzeugt, daß das Schwert auf der Lauer lag. Vielleicht verbarg es sich hinter einem Lindenast.

Die weiße Hexe hob abwehrend die Hände und spreizte die Finger, über die ein leises Knistern lief. Sie hätte das schwarze Schwert mit magischen Blitzen attackiert, doch es zeigte sich nicht.

Vorsichtig näherte sich Roxane dem reglos auf dem Boden Liegenden. Immer wieder schaute sie sich um. Es wäre ein tödlicher Fehler gewesen, dem Frieden zu trauen.

In der nächsten Sekunde konnte das Höllenschwert schon wieder angreifen!

»Mr. Taurog!« flüsterte die Hexe aus dem Jenseits.

Der Chefredakteur antwortete nicht.

Roxane erreichte ihn und beugte sich über ihn. Blut glänzte auf seiner Stirn. Er war ohnmächtig. Roxane schleifte ihn zum Mercedes. Auf dem Weg dorthin schlug Taurog die Augen auf und stöhnte.

Roxane ließ ihn los.

»Mein Bein, mein Bein«, jammerte der Chefredakteur. Er verzog dabei schmerzlich das Gesicht.

»Lassen Sie mal sehen«, sagte Roxane und schob das Hosenbein hoch. »Scheint gebrochen zu sein«, stellte sie fest.

»Wo ist das Höllenschwert?« fragte Taurog heiser.

»Im Moment nicht zu sehen. Ich bringe Sie ins Krankenhaus. Halten Sie sich an mir fest.«

»Wir wollten doch zu Alastair Genn.«

»Nicht mit einem gebrochenen Bein. Und wer weiß, was Sie sonst noch für Verletzungen abbekommen haben«, sagte Roxane.

Taurog klammerte sich an die weiße Hexe.

Roxane vergaß nie, sich immer wieder aufmerksam umzusehen.

»Ich hatte entsetzliche Angst, als das Höllenschwert angriff«, gestand der Chefredakteur. »Ich dachte, meine letzte Stunde hätte geschlagen. Wieso ließ das Schwert von mir ab?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Roxane.

»Es wird wiederkommen.«

»Ich bin bei Ihnen«, sagte Roxane, um den Chefredakteur zu beruhigen.

Niemand hatte den ›Unfall‹ bemerkt. Der Mercedes stand mitten im Park, war arg ramponiert, aber keiner wußte es. Roxane bemühte sich, den Verletzten so vorsichtig wie möglich in den Wagen zu hieven. Dennoch ging das nicht ohne heftige Schmerzen für Brett Taurog ab.

Er stöhnte immer wieder auf.

»Es ist gleich vorbei«, tröstete ihn die Hexe aus dem Jenseits.

Er wollte nicht schreien, aber er mußte, als sie ihm das Bein in den Wagen hob. Kalter Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Er atmete schwer.

»In meinem ganzen Leben mußte ich noch nie solche Schmerzen aushalten«, seufzte Taurog.

Der Motor war abgestorben. Roxane wollte ihn wieder starten, doch er sprang nicht mehr an. War das Höllenschwert dafür verantwortlich? Hatte es Einfluß auf die Mechanik des Wagens genommen?

»Der Motor… Mein Gott, er springt nicht mehr an«, stöhnte Brett Taurog. »Wir kommen von hier nicht mehr fort.«

»Beruhigen Sie sich, Mr. Taurog.«

»Das Höllenschwert belauert uns!«

»So schnell geben wir uns nicht geschlagen«, sagte die weiße Hexe. »Sie bekommen die ärztliche Hilfe, die ich Ihnen versprochen habe.«

»Wollen Sie mich ins Krankenhaus tragen?«

»Wenn es sein mußte, würde ich auch das tun«, erwiderte Roxane, »aber das ist nicht nötig. Wir haben ein Telefon. Mal sehen, ob es noch funktioniert.«

Sie hob den Hörer ab und hielt ihn ans Ohr, dann nickte sie dem Chefredakteur aufmunternd zu und wählte die Notrufnummer der Rettung.

***

Yul sah, wie sich das steinerne Maul schloß. Da er für Mortimer Kulls Sicherheit verantwortlich war, wollte er verhindern, daß die Öffnung zuklappte.

In seinem Inneren spielten sich ungeheuer komplizierte Rechenvorgänge in Gedankenschnelle ab. Er lief zu dem großen steinernen Schädel, den ein starker Zauber belebte.

Der Cyborg spürte die feindliche Kraft, und er wußte, daß es hinter dieser Steinvisage noch eine viel stärkere Kraft gab. Seine Augen wurden für wenige Sekunden zu Monitoren, die die möglichen Konsequenzen aufzeigten, die es geben konnte, wenn Yul versuchte, das Maul zu öffnen.

Er akzeptierte sie.

Entschlossen trat er an das steinerne Affengesicht heran und legte seine Doppelhände darauf. Seine Hautsensoren verrieten ihm, daß der Stein warm war, als würde er von Leben durchpulst.

Yul bückte sich und griff nach den Lippen. Er setzte die Magie ein, die ihm zur Verfügung stand, und sprengte die Sperre. Es gelang ihm; das Maul wenigstens so weit zu öffnen, um hindurchschlüpfen zu können.

Das reichte ihm.

Er wollte bei Mortimer Kull sein. Nur das war ihm wichtig, denn nur so konnte er die Sicherheit des Professors gewährleisten.

Er sah Kull, und er sah den Halbaffen.

Dondo stand in der Tiefe des röhrenförmigen schwarzen Schlunds, keuchte schwer, schien aufgegeben zu haben.

»Wer seid ihr?« wollte Dondo wissen. »Woher kommt ihr?«

»Wir kommen von der Erde«, ging Kull auf die zweite Frage ein. »Du weißt, wo das ist?«

»Ja. Es gibt eine magische Verbindung zwischen Protoc und eurer Welt«, sagte der Lemur. »Ihr seid Dämonen.«

»Wir bedienen uns dämonischer Kräfte«, erwiderte Mortimer Kull.

»Ohne Dämonen zu sein?«

Der Professor war nicht gewillt, dem Halbaffen zu erklären, wie das möglich war.

»Dies ist das Reservat der Meskyren, richtig?« fragte er.

»Ja, und es ist selbst für euch gefährlich, hier zu sein«, sagte Dondo.

»Du wirst uns jetzt ein paar Fragen beantworten, die für mich sehr wichtig sind«, sagte Mortimer Kull. »Solltest du schweigen oder die Unwahrheit sagen, werde ich dich töten. Mit der Wahrheit aber kannst du dein Leben retten.«

Er sagte das zwar, aber es stimmte nicht. Dondo würde auf jeden Fall sterben. Yul würde ihn erledigen. Dondo sollte keine Gelegenheit haben, ihnen in irgendeiner Form zu schaden.

»Ich werde die Wahrheit sagen«, versprach der Lemur.

Weiter kam er nicht, denn plötzlich stachen Flammen aus den Wänden. Das magische Feuer leckte von allen Seiten über die Anwesenden.

Der Brand sollte Dondo, den Verräter, vernichten. Er hatte zwar noch nichts gesagt, aber er hatte sich bereit erklärt, einen Verrat zu begehen.

Auch Mortimer Kull und der Cyborg sollten sterben, doch die beiden hüllten sich in schützende Magie. Das Feuer traf sie zwar fauchend und leckte über ihre Körper, vermochte ihnen jedoch nichts anzuhaben.

Dondo aber fraß es.

Der Lemur brüllte wie auf der Folter.

Weder Kull noch der Cyborg konnten dem Halbaffen helfen. Es hatte den Anschein, als wären die Feuerzungen scharf wie Rasiermesser. Kull vermeinte zu sehen, wie sie die bronzefarbene Haut des Lemuren aufschnitten und in seinen Körper eintauchten.

Innerhalb weniger Augenblicke verwandelte sich der Meskyr in eine lebende Fackel. Heulend stürmte er davon, aber sehr weit kam er nicht. Wimmernd brach er zusammen und verstummte für immer.

Mortimer Kull fluchte.

Er hatte gehofft, von Dondo zu erfahren, wo sich das Höllenelixier befand. Nun war er gezwungen, danach zu suchen, und das paßte ihm nicht.

Er drängte mit seiner künstlichen Magie die Flammen zurück, und er ärgerte sich so sehr über das Feuer, das ihm diesen unverhofften Strich durch die Rechnung gemacht hatte, daß er es zum Erlöschen bringen wollte.

Er brüllte Worte in einer Sprache, die er früher nicht beherrscht hatte. Diese Art von Worten konnte zudem kein Mensch aussprechen. Kull konnte es. Seit jenem Strahlenunfall in der australischen Wüste war er kein Mensch mehr.

Die Flammen duckten sich, als hätten sie Angst, doch die Kraft, die hinter ihnen stand, ließ sich diese Attacke nicht gefallen.

Plötzlich bebte der Boden, und von oben stürzten große Felsblöcke herab.

Sie trennten Professor Kull und den Cyborg. Yul streckte dem wahnsinnigen Wissenschaftler die rechte Doppelhand entgegen. Mortimer Kull wollte sie ergreifen, doch weitere Steinblöcke fielen herab und schlugen Yuls Arm nach unten.

Der Cyborg war gezwungen, zurückzuweichen, und während sich der schwarze Schlund mehr und mehr mit Steinen füllte, bekam der Boden unter Kulls Füßen Risse.

Und im nächsten Moment tat er sich unter Mortimer Kull ganz auf…

***

Es wäre nicht leicht gewesen, der Polizei zu erklären, was sich ereignet hatte. Die Beamten hätten sich verschaukelt gefühlt, deshalb rief Roxane auch Tucker Peckinpah an.

Der reiche Industrielle versprach, dafür zu sorgen, daß die Angelegenheit in ihrem Sinn erledigt würde.

»Kann ich sonst noch etwas tun?« fragte er dann.

»Ja, Sie könnten den Leihwagen abholen lassen.«

»Mache ich, und ich sorge dafür, daß Vicky Bonney einen anderen bekommt.«

»Sie sind uns immer wieder eine große Hilfe«, sagte Roxane.

»Dazu bin ich schließlich da. Halten Sie mich bitte auf dem laufenden.«

»Okay«, sagte Roxane und schob den Hörer in die Halterung.

»Ich komme aus dem Staunen nicht raus«, sagte Brett Taurog und schüttelte langsam den Kopf. »Tucker Peckinpah gehört auch zu euch?«

»Kennen Sie ihn?«

»Selbstverständlich. Er ist einer der reichsten Männer der Welt.«

»Tony Ballard hat den Tod seiner Frau gerächt. Seitdem sind die

beiden zusammen. Tony ist Privatdetektiv. Peckinpah hat ihn auf Dauer engagiert. Peckinpah steuert sein Geld und seine weitreichenden Beziehungen bei, und Tony seinen Mut und seine Erfahrung im Kampf gegen Geister und Dämonen.«

»Ein ungewöhnliches Gespann.«

»Aber sehr schlagkräftig«, sagte Roxane.

Die Ambulance traf ein. Sonderbarerweise ließ sich das Höllenschwert immer noch nicht blicken. Roxane konnte sich nicht vorstellen, daß sich die schwarze Waffe damit begnügte, dem Chefredakteur einen Mordsschrecken eingejagt zu haben. Das war dem Schwert bestimmt zuwenig.

Man legte Brett Taurog vorsichtig auf eine Bahre und trug den Mann, der sich unter neu aufgeflammten Schmerzen wand, zum Krankenwagen.

»Ich komme mit«, sagte Roxane.

Niemand hatte etwas dagegen. Der beleibte Rettungsarzt untersuchte Taurog während der Fahrt.

»Können Sie außer der Platzwunde am Kopf und dem Beinbruch noch etwas feststellen?« erkundigte sich die Hexe aus dem Jenseits.

»Sein Brustraum hört sich nicht ganz sauber an«, sagte der Doktor.

»Innere Blutungen?« fragte Roxane besorgt.

»Ich will keine voreiligen Schlüsse ziehen. In wenigen Minuten sind wir im Krankenhaus. Dort kann man Ihnen mehr sagen.«

In wenigen Minuten, dachte Roxane und blickte nervös durch das Fenster. Da kann noch sehr viel passieren.

Sie griff nach Taurogs Hand und drückte sie. Sie lächelte den Mann aufmunternd an. ›Wird schon werden‹, sollte das heißen. Obwohl sie kein Wort sagte, verstand er sie und nickte kaum wahrnehmbar.

Ihre Ankunft wurde vom Fahrer per Funk avisiert. Als sie das Krankenhaus erreichten, nahmen sich gleich mehrere Ärzte des Patienten an.

Roxane nahm an, daß auch dahinter Tucker Peckinpah steckte.

Sie ging ruhelos auf dem Flur auf und ab, während man den Chefredakteur hinter verschlossenen Türen untersuchte. Sie hätte darauf bestehen können, dabei zu sein, aber sie wollte die Ärzte nicht nervös machen, denn damit hätte sie Brett Taurog geschadet.

Immer wieder kreisten ihre Gedanken um das Höllenschwert.

Es hatte von Taurog abgelassen, aber nicht für immer. Vielleicht schlug die schwarze Waffe in diesem Moment woanders zu. Dort, wo sie mit weniger Widerstand rechnen mußte.

Aber irgendwann würde das Schwert zu Taurog zurückkehren und beenden, was es begonnen hatte, und dann mußte Roxane zur Stelle sein, um es erneut zu verhindern.

Ein junger Arzt erschien. Groß, blond, gutaussehend. Er hatte ein

ungemein sympathisches Lächeln, und Roxane gefiel ihm. Sie musterte sein scharf geschnittenes Gesicht mit ihren meergrünen Augen.

»Äh… Ich weiß nicht, wie ich Sie ansprechen soll«, sagte der Arzt. »Ich bin Dr. Wyngarde.«

»Roxane«, sagte die Hexe aus dem Jenseits.

»Tja, also, Miß Roxane… Mr. Taurog geht es den Umständen entsprechend gut. Die Befürchtungen des Rettungsarztes haben sich zum Glück nicht bestätigt.«

Roxane atmete auf. »Da fällt mir ein Stein vom Herzen, Doktor.«

»Wir haben die Platzwunde genäht, und sobald wir sein Bein geschient und eingegipst haben, können Sie ihn mitnehmen.«

»Er braucht nicht hierzubleiben?« fragte Roxane erfreut.

»Ist nicht nötig«, erwiderte Dr. Wyngarde.

Ein Krankenpfleger erschien und öffnete die Flügeltüren. Dann sah Roxane den Chefredakteur wieder. Obwohl sein Gesicht blaß war, sah er wieder besser aus.

Man hatte ihm das Blut abgewaschen, und über der Wunde am Kopf klebte ein breiter Pflasterstreifen. Mull wölbte sich darunter, damit das Pflaster nicht mit der Naht in Berührung kam.

Roxane trat an die fahrbare Bahre heran. Der Mann lächelte tapfer. »Sie sehen so aus, als hätten Sie fast ebensoviel mitgemacht wie ich«, sagte er.

»Das habe ich«, gab die weiße Hexe zu. »Dr. Wyngarde hat mir soeben die erfreuliche Mitteilung gemacht, daß ich Sie mitnehmen darf, sobald Ihr Bein eingegipst wurde.«

»Eine Fahrt mit Hindernissen. Aber schließlich kommen wir doch noch bei Alastair Genn an«, sagte Brett Taurog.

Er wurde an ihr vorbeigefahren, winkte der schwarzhaarigen Hexe zu und glaubte, das Schlimmste überstanden zu haben, aber das war ein Irrtum.

Es war noch lange nicht ausgestanden!

***

Nach den ersten Attacken hatte sich das Höllenschwert zurückgezogen.

Aber es war nicht verschwunden. Es hatte erkannt, daß es nicht ungefährlich war, Roxane und ihren Schützling frontal anzugreifen. Die weiße Hexe verstand sich zu wehren, deshalb faßte sich das Schwert zunächst in Geduld.

Es klebte förmlich an einem dicken Ast der alten Linde und ›beobachtete‹, was geschah. Es ›sah‹, wie Roxane den Mann zum Wagen schleppte, und ließ es geschehen.

Es unternahm auch nichts, als der Krankenwagen eintraf und Brett Taurog eingeladen wurde.

Das Höllenschwert war sich seines Opfers sicher. Diese Nacht würde Taurog mit Sicherheit nicht überleben.

Als der Krankenwagen abfuhr, folgte ihm die schwarze Waffe unbemerkt.

Langsam schwebte das Höllenschwert an der Krankenhausfassade hoch. Es suchte und fand sein Opfer. Ärzte untersuchten den Mann, und beinahe hätte sich das Schwert dazu verleiten lassen, Brett Taurog abermals anzugreifen, denn jetzt war Roxane nicht bei ihm.

Die schwarze Waffe wartete dann aber doch noch ab. Sie schwenkte nach links und passierte einige Fenster. Sie erreichte ein Fenster, das offenstand, stellte sich senkrecht auf und ›schlüpfte‹ in den Raum.

Niemand wußte etwas von der Anwesenheit des Höllenschwerts. Es befand sich hinter einem weißen Vorhang, der einen Teil des Raumes abgrenzte.

Ein Arzt näherte sich dem Vorhang.

Die Spitze des Schwerts richtete sich sofort gegen ihn. Sollte er den Vorhang zur Seite schieben, würde die schwarze Waffe augenblicklich zustechen.

»Dr. Snyder!« rief jemand, als der Arzt die Hand nach dem Vorhang ausstreckte.

»Ja?« Dr. Snyder wandte sich um.

Eine Krankenschwester stand in der Tür. »Sie werden am Telefon verlangt.«

»Ich komme«, sagte Dr. Snyder und kehrte um, ohne zu ahnen, wie knapp er dem Tod entronnen war.

Er verließ das Gipszimmer mit der Schwester, und Augenblicke später wurde Brett Taurog hereingefahren.

Taurog, das Opfer!

Es hatte den Anschein, als ginge ein leichtes Vibrieren durch die Schwertklinge. Fieberte das Höllenschwert dem grausamen, eiskalten Mord entgegen?

Brett Taurog sprach mit dem Mann, der die Bahre schob.

»So«, sagte der Pfleger. »Nun werden wir Ihnen einen hübschen Gips verpassen. Ist das Mädchen da draußen Ihre Freundin?«

»Nun ja… in gewisser Weise ist sie das schon«, sagte Brett Taurog.

Der Pfleger lachte. »Sie sind zu beneiden.«

»O ja, das ist wahr«, sagte der Chefredakteur. »Mädchen wie Roxane sind eine Rarität.«

Der Pfleger konnte nicht wissen, wie richtig diese Behauptung war. Er dachte, Taurog meinte das anders, und pflichtete ihm überzeugt bei.

»Sie ist sehr attraktiv, sehr hübsch und jung. Ich habe noch nie so schönes langes schwarzes Haar gesehen«, bemerkte der Pfleger, während er die Bandagen vorbereitete.

Taurog schaute ihm dabei zu.
»Bin gleich wieder da«, sagte der Pfleger und verließ den Raum.
Jetzt war das Opfer allein!
Auf einen solchen Augenblick hatte das Höllenschwert gewartet. Das Warten hatte sich gelohnt. Nun konnte dem Todgeweihten niemand mehr helfen.

***

Ein mächtiger Steinklotz krachte auf den Cyborg nieder. Yul konnte sich davor nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen. Er stieß beide Arme nach oben, wollte den Stein abfangen, von sich stoßen.
Ihm standen zwar unvorstellbare Kräfte zur Verfügung, aber dieser Steinkoloß war selbst für Yul zu schwer. Der tonnenschwere Klotz drückte den riesenhaften Cyborg nieder und begrub ihn unter sich.
Kleinere Felsbrocken polterten nach und deckten den weißen Koloß zu. Er verschwand unter einem grauen Steinberg. Die feindliche Kraft hatte ihn ausgeschaltet.
Mortimer Kull war auf sich allein gestellt.
Ein Schrei entrang sich Kulls Kehle, als er plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen hatte.
Die andere Kraft hatte ihn überrumpelt. Damit hatte er nicht gerechnet.
Was würde mit ihm passieren? Was war mit Yul? Hatte es den Cyborg erwischt? Jahrelange Forschung, endlose Versuche und Berechnungen… Unsummen hatte die Entwicklung dieses Cyborgs verschlungen.
War es verschwendetes Geld?
Wenn Yul nicht mehr ›lebte‹, hatte sich der Einsatz nicht gelohnt. Das Geld war zu verschmerzen. Was schwerer wog, war die Tatsache, daß sich Mortimer Kull jetzt allein auf Protoc befand.
Noch dazu im Reservat der Meskyren!
Aber würde das noch von Bedeutung sein, wenn dieser Sturz ein Ende nahm? Wenn man stark genug ist, kann man jeden Dämon auf eine einfache Weise töten.
Man braucht ihm nur das Gesicht auf den Rücken zu drehen. Kein Dämon kann mit einem gebrochenen Genick weiterleben. Mortimer Kull war ein Dämon, und er konnte sich bei diesem Sturz das Genick brechen!

***

Brett Taurog schob die Hände unter seinen Kopf. Er hatte Glück im Unglück gehabt. Was er mit Roxane erlebt hatte, hätte für ihn viel schlimmer ausgehen können.
Er hatte Gott dafür zu danken - und natürlich auch Roxane, denn ohne ihren großartigen Beistand wäre er verloren gewesen. Man sah

diesem zarten, schlanken Mädchen nicht an, wie mutig und beherzt es kämpfen konnte.

Es freute Taurog, die Bekanntschaft dieser weißen Hexe gemacht zu haben. Er war voller Zuversicht, daß sich für ihn und die anderen doch noch alles zum Guten wenden würde.

Man hatte ihm eine Spritze gegeben, und er spürte die Schmerzen kaum noch. Sobald er seinen Gips hatte, würde er mit Roxane die Klinik verlassen und in Alastair Genns Haus Schutz vor dem Höllenschwert suchen. Wenn er erst mal mit den anderen zusammen war, würden sie sich gegenseitig aufrichten und einander die Angst vor dieser grausamen schwarzen Waffe nehmen.

Er vernahm ein ratschendes Geräusch.

War der Pfleger zurückgekommen?

Brett Taurog richtete sich auf, um zu sehen, woher das Geräusch kam, wodurch es verursacht wurde.

Jemand zerschnitt den weißen Vorhang!

Etwas zerschnitt den Vorhang! Von oben nach unten! Taurog sah eine blinkende Klinge und wußte, was es geschlagen hatte!

Das Höllenschwert hatte ihn gefunden, und er war allein, war dieser schrecklichen Waffe rettungslos ausgeliefert. Jetzt zuckte das schwarze Schwert durch den Stoff.

Obwohl Taurogs Bein gebrochen war, sprang er von der Bahre. Er schrie wie von Sinnen um Hilfe und humpelte, die Bahre neben sich herschiebend, zur Tür, doch er sollte sie nicht erreichen.

Das Höllenschwert war schneller. Es flog hinter dem Mann her, erreichte und… durchbohrte ihn.

Selbstverständlich hörte Roxane die Hilferufe des Mannes, und sie wußte sofort, was das zu bedeuten hatte. Warum um alles in der Welt war sie nicht bei Taurog geblieben?

Es war falsch gewesen, auf die Ärzte Rücksicht zu nehmen. Sie hätte bei Taurog bleiben müssen, an seiner Seite, wie ein siamesischer Zwilling.

Diese Unterlassungssünde rächte sich nun grausam. Der Mann, den Tony Ballard unter ihren persönlichen Schutz gestellt hatte, den sie mit ihrem Leben verteidigen wollte, wurde vom Höllenschwert zum zweitenmal angegriffen, und diesmal waren seine Chancen gleich Null.

Dafür hatte die schwarze Waffe gesorgt.

Der Schrei riß ab, als Roxane die Tür zum Gipszimmer aufstieß. Brett Taurog lebte noch. Roxane sah etwas durch den Raum fliegen und hinter einem aufgeschnittenen Vorhang verschwinden.

Blitze rasten von ihren gespreizten Fingern. Sie trafen den Vorhang und setzten ihn in Brand, aber dem Höllenschwert vermochten sie nichts anzuhaben.

Es hatte das Zimmer bereits durch das offene Fenster verlassen.

Brett Taurog starrte die weiße Hexe ungläubig an. »R-o-x-a-n-e!«

Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Vergebens… Alles ver-ge-bens…«, kam es über seine Lippen.

Dann brach er zusammen. Der Lebensfaden, der ihn bis jetzt noch gehalten hatte, war gerissen.

Ärzte kamen heran. Auch Dr. Wyngarde. Sie sahen den Toten, sahen Roxane, aber sonst niemanden. Sie mußten annehmen, daß das Mädchen Taurog das Leben genommen hatte.

Sie versuchte nichts zu erklären. Man hätte ihr ja doch nicht geglaubt. Sie verlangte nur, telefonieren zu dürfen, und als man es ihr erlaubte, setzte sie sich noch einmal mit Tucker Peckinpah in Verbindung.

Er war der einzige, der jetzt die hochschlagenden Wogen glätten konnte.

***

Mortimer Kull schlug mit den Schulterblättern auf. Er brach sich nichts, spürte aber, daß er in feindlicher Magie gelandet war, ja geradezu darin ›badete‹.

Das Lavagestein schien hier sehr porös zu sein, und die fremde Magie rann durch diese riesigen Poren. Sie erfaßte Professor Kull und schwemmte ihn fort.

Er versuchte gegen den Strom zu schwimmen, bediente sich dabei seiner dämonischen Kräfte, mußte aber einsehen, daß er gegen diese starke Strömung, die auch noch steil bergab schoß, nichts auszurichten vermochte.

Er verausgabte sich lieber nicht. Er mußte mit seinen Kräften haushalten. Ewig konnte diese rasante Schußfahrt nicht dauern, und er wußte nicht, worauf ihn der magische Strom zuschwemmte, deshalb begnügte er sich damit, den Schutzmantel, mit dem er sich umgeben hatte, als das Feuer aus den Wänden raste, zu verstärken.

Mit atemberaubender Geschwindigkeit wurde Mortimer Kull durch eine dunkle Röhre geschwemmt. Die Wände waren glatt, und selbst wenn Kull Arme und Beine abspreizte, vermochte er die Schußfahrt nicht zu bremsen.

Er ließ alles mit sich geschehen, bereitete sich nur auf das Ende dieser ›Fahrt‹ vor. Hitze schlug ihm entgegen. Ihm war, als führte diese Röhre geradewegs hinab in die Hölle.

Und plötzlich war es zu Ende.

Wieder schien Mortimer Kull in der Luft zu hängen.

Dann ging es senkrecht mit ihm abwärts.

Wie komme ich jemals wieder zurück? durchzuckte es den Wissenschaftler.

Gab es keine Rückkehr mehr für ihn?
Er hatte doch große Pläne. Er wollte eines Tages die Welt beherrschen. Die Organisation des Schreckens würde ohne ihn zerfallen. Sie brauchte seine zündenden Ideen, seine starken Impulse.
Sollte ihn hier auf Protoc, der Affenwelt, sein Schicksal ereilen? Hatte er sich zuviel zugemutet? War es selbst für ihn, den künstlichen Dämon, ein sträflicher Leichtsinn, die Hand nach dem Höllenelixier auszustrecken?
Eine Vielzahl von Fragen wirbelte durch seinen Kopf, während er wie ein Stein in die Tiefe sauste. Er drehte sich und blickte nach unten. Roter Feuerschein empfing ihn.
Dagegen war er gewappnet.
Was ihn jedoch entsetzte, waren die schlanken, blinkenden Stahlstacheln, die sich ihm entgegenstreckten!
Das war ein ganzer Wald! Zwei, drei Meter hoch! Dicht gedrängt!
Kull spürte die Magie, die sich in ihnen befand. Gleich würden ihn Dutzende davon durchbohren. Dann war er verloren.

***

Es war eine weite Strecke bis zu John Joyce. Ich mußte quer durch die Stadt fahren. Der Mann, der einen leitenden Posten in der Kirchenverwaltung innehatte, erwartete mich sehr nervös in seinem Apartment. Es war eine typische Junggesellenwohnung.
Joyce rieb sich die spitze Nase und musterte mich mit seinen eng beisammenstehenden Augen. Er wollte wissen, wie groß die Gefahr für seine Person wirklich war.
Er dachte anscheinend, Pater Severin und ich hätten etwas zu dick aufgetragen. Ich schenkte ihm reinen Wein ein. Nicht, um seine Furcht zu steigern, sondern um ihm ein klares Bild von der herrschenden Situation zu vermitteln.
Je besser er den Ernst der Lage erfaßte, desto mehr würde er auf der Hut sein und alles tun, was ich ihm sagte.
»Was versprechen Sie sich davon, wenn wir alle bei Alastair Genn sind?« wollte Joyce wissen.
»Wenn wir Sie alle gewissermaßen unter einem Hut haben, können wir besser auf Sie aufpassen«, sagte ich.
»Und wie lange sollen wir dort bleiben?«
»Kann ich noch nicht sagen«, antwortete ich. »Das hängt von unserem Gegner ab und davon, wie schnell es uns gelingt, ihn unschädlich zu machen. Wenn Sie alle bei Genn sind, wird das Höllenschwert dort angreifen. Das erleichtert meinen Freunden und mir die Arbeit ungemein.«
John Joyce öffnete eine Lade und entnahm ihr ein Bronzekruzifix. Er sah es nachdenklich an, küßte es und steckte es in die Innentasche

seines Jacketts.
»Können wir gehen?« fragte ich.
»Ja«, sagte Joyce. »Ich habe bei mir, was ich brauche. Das Kreuz ist das Sinnbild des Glaubens, und wer glaubt, bei dem ist der Herr und hält schützend seine Hand über ihn.«
»Wenn Sie erlauben, werde ich das zur Sicherheit auch tun«, sagte ich und wies auf die Tür.
Mitternacht war vorüber, und im Haus herrschte völlige Stille. Um sie nicht zu stören, schloß John Joyce die Apartmenttür sehr vorsichtig.
Dann begaben wir uns zum Fahrstuhl. Joyce versuchte seine Nervosität und die Angst vor mir zu verbergen, aber es gelang ihm nicht. Jede seiner Bewegungen zeigte nur allzu deutlich, was mit ihm los war. Ich konnte das verstehen.
Obwohl ich Auseinandersetzungen mit schwarzen Wesen aller Art gewöhnt war, fühlte auch ich mich nicht so ganz wohl in meiner Haut.
Ich kannte das Höllenschwert Ich wußte, wie gnadenlos diese schwarze Waffe war, und es wäre mir niemals in den Sinn gekommen, sie anzufassen. Ich war schließlich nicht lebensmüde.
Sollte das Schwert mich zwingen, um Joyces Leben zu kämpfen, würde ich es tun, aber ich wußte nicht, welchen Ausgang dieser Kampf nehmen würde.
Das Summen des Fahrstuhls störte die Stille, aber das ließ sich nicht vermeiden. Die Kabine kam. Wir stiegen ein, und John Joyce drückte auf den Erdgeschoßknopf.
Ehrlich gestanden, ich hätte den Mann schon gern bei Genn gehabt. Ich fragte mich, wie es zur Zeit an den anderen Fronten aussah. Gab es Probleme bei Lance Selby? Oder bei Roxane? Wie sah's bei Alastair Genn aus? War dort alles in Ordnung?
Ich mußte meinem Schützling genau erzählen, was sich in Leo Sims Haus zugetragen hatte. Ich berichtete es, soweit es mir bekannt war, schmückte nichts aus, sondern hielt mich an die Tatsachen.
Wir erreichten das Erdgeschoß. Ich machte die Tür auf und verließ den Fahrstuhl als erster. Wenn ich das Höllenschwert gesehen hätte, hätte ich Joyce sofort zurückgedrängt, doch zum Glück ließ sich die schwarze Waffe nicht blicken.
Dann erreichten wir meinen Wagen. Ich verlangte von John Joyce, daß er sich angurtete. Nicht nur deshalb, weil ich mit einer heißen Fahrt rechnete. Es war einfach sicherer.
Der Mann gehorchte, stellte sich dabei aber nicht sonderlich geschickt an. Er stocherte mit der Metallzunge eine Weile herum, bis sie sich endlich in die Öffnung senkte und einrastete.
Ich fuhr los.
»Wieso hat sich das Höllenschwert nicht schon früher selbständig

gemacht?« wollte Joyce wissen.

Ich nickte. »Das würde ich auch gern wissen. Ich kann nur Mutmaßungen anstellen. Vielleicht ließ das Mr. Silvers Nähe nicht zu, wenn er das Schwert bei sich trug. Manchmal begünstigt auch eine besondere Konstellation der Höllengestirne schwarze Aktivitäten.«

»Sie spielen doch hoffentlich nicht auf den Halleyschen Kometen an«, sagte John Joyce und musterte mich neugierig.

Ich zuckte mit den Schultern. »Was weiß man? Niemand kann sagen, ob er einen Einfluß auf dämonische Wesen hat, und das Höllenschwert ist ein dämonisches Wesen, das beweist es uns zur Zeit sehr deutlich. Er denkt und handelt. Es nimmt Männer aufs Korn, die sich für das Gute einsetzen.«

Ich stoppte an einer Ampel, die Rot zeigte.

Plötzlich schien ich den Verstand verloren zu haben. John Joyce mußte es so vorkommen, denn auf einmal gab ich Gas.

Obwohl immer noch Rot war!

»Mr. Ballard, was tun Sie!« schrie Joyce erschrocken. »Es ist…«

»Ich weiß«, keuchte ich, »aber darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Wir haben es nämlich hinter uns!«

»Das Höllenschwert?«

»Wenn man vom Teufel spricht…«

John Joyce drehte sich um. Jetzt sah er die todbringende Waffe auch. »O mein Gott!« stöhnte er, während mein Rover mit pfeifenden Pneus losraste.

***

Die magisch geladenen Stahlstacheln schienen zu wachsen. Es hatte den Anschein, als gierten sie nach Mortimer Kulls Leben.

Kull fiel mitten hinein in diesen Stachelwald - und blieb unverletzt. Er konnte das selbst nicht begreifen. Es grenzte an ein Wunder.

Das Wunder hieß Magie!

Mortimer Kull hatte unbewußt ein Kraftfeld um sich herum aufgebaut, und als die beiden Magien aufeinandertrafen, stießen sie sich ab. Es war so, als würden zwei gleiche Magnetpole aneinanderstoßen.

Kull wurde von den mörderisch spitzen Stacheln abgeleitet und fiel zwischen diesen auf den steinigen Boden. Der Aufprall raubte ihm beinahe die Besinnung.

Er ächzte, und es gab keinen Knochen, der ihm nicht wehtat, aber er hatte Überlebt, und das war die Hauptsache.

Er blieb zunächst liegen, ließ sich Zeit, um sich zu sammeln. Langsam erholte er sich. Er hob den Blick und schaute nach oben, dorthin, woher er gekommen war.

Eine schwarze Felswand ragte senkrecht auf, und zahlreiche Löcher

befanden sich in ihr. Alle Höhlengänge schienen hierher zu führen.

Das Ende war dieser Stachelwald.

Kull setzte sich auf. Jetzt erst bemerkte er andere Gestalten, die weniger Glück gehabt hatten als er. Sie waren entweder mumifiziert oder skelettiert. Auf jeden Fall aber waren sie alle auf den Stacheln aufgespießt.

Opfer der magischen Stacheln.

Kull stand auf. Er wollte die Stacheln vorsichtig berühren, doch das war ihm nicht möglich. Die gegnerischen Kraftfelder ließen einen Kontakt nicht zu.

Er hatte sich von Yul mehr erwartet. Er war enttäuscht von dem weißen Koloß, den schon die erste Gefahr ausgeschaltet hatte. Unbezwingbar hatte Yul gewirkt. Kull hatte große Hoffnungen in ihn gesetzt, die er nun nicht mehr erfüllen konnte.

Der Superkämpfer war auf der Strecke geblieben, hatte sich als Versager entpuppt. Kull würde seine Erfahrung an jene Männer weitergeben, die Yul entwickelt hatten.

Vielleicht ließ sich bald ein neuer, verbesserter Cyborg schaffen. Einer, dem herabstürzende Felsblöcke nichts mehr anhaben konnten.

Mortimer Kull versuchte das Ende des Stachelwaldes zu erreichen. Ihm kam es so vor, als wäre er geschrumpft und würde das Nagelbett eines Fakirs durchwandern.

Die Knochenhand eines Skeletts fiel auf seinen Fuß. Er schüttelte sie ab und setzte seinen Weg fort. Wenn er nach oben schaute, war ihm, als würde sich eine riesige schwarze Kuppel über dem Stachelwald wölben.

Daß er den Sturz überlebt hatte, war ein Triumph. Aber er mußte davon ausgehen, daß er damit längst noch nicht alle Gefahren gemeistert hatte.

Was ihn in diesem Augenblick erfüllte, war nicht Angst, sondern Wut, weil er nicht wußte, was vor ihm lag. Er haßte diese Ungewißheit.

Sie machte es ihm unmöglich, vorauszuplanen. Er konnte sich auf keine konkrete Gefahr einstellen.

Auf der Erde hatte er eine magische Vision gehabt. Er hatte sie heraufbeschworen, um herauszufinden, wie er seine Computermagie stärken, ausbauen, vertiefen könnte.

Er hatte eine Welt erblickt, die ihm fremd gewesen war. Dennoch hatte er sofort gewußt, daß es sich um Protoc handelte. Er hatte sich selbst in einer tristen, karstigen Landschaft gesehen.

Da wären blaue, schwebende Kugeln gewesen. Kugeln, die mit jener Satansdroge gefüllt waren, die er brauchte. Im Verlaufe dieser Vision hatte Mortimer Kull beobachtet, wie er ein Glas in die Hand nahm und eine dieser Kugeln hineintat.

Sobald sie mit dem Glas in Berührung kam, zerplatzte die seifenblasendünne Haut, und das Höllenelixier füllte das Glas bis zum Rand.

Dann zerrann die Vision.

Von diesem Augenblick an wußte Mortimer Kull, daß er nach Protoc gehen mußte, und er kannte auch sein Ziel: das Reservat der Meskyren.

Aber wo waren die schwebenden Kugeln? Der Lemur hätte es ihm wahrscheinlich sagen können, aber er lebte nicht mehr, und Kull hatte keine Ahnung, wo er die Kugeln suchen sollte.

Er wußte nicht einmal, wie er aus diesem verdammten Stachelwald kam.

***

Der Querverkehr bestand aus einem einzigen Taxi. Als ich bei Rot losraste, erschrak der Fahrer, und dann tippte er sich auf die Stirn. Ich kümmerte mich nicht um ihn. Wie hätte er verstehen sollen? Er hatte keine Ahnung, daß meinem Schützling und mir das Höllenschwert im Nacken saß.

Das war ein verdammt unangenehmes Gefühl.

Der Taxifahrer bremste. Ich zog den Rover hinter dem anhaltenden Fahrzeug vorbei. Ich gefährdete niemanden. Etwa einen halben Meter vom Taxiheck entfernt flitzte ich über die Kreuzung.

Der geschockte Mann sprang aus dem Wagen. Er hätte sitzen bleiben und weiterfahren sollen. Als er das Höllenschwert sah, das uns verfolgte, mußte er an seinem Verstand zweifeln.

Er schüttelte den Kopf und wischte sich mehrmals über die Augen. Er würde von nun an ein Problem haben, aber ich konnte ihm nicht helfen.

Das Höllenschwert holte auf, die Distanz verringerte sich von Sekunde zu Sekunde. Einen Wagen hatte mir diese toll gewordene Waffe bereits demoliert.

Ich wollte nicht, daß das Schwert meinen neuen Rover ebenfalls in einen unansehnlichen Schrotthaufen verwandelte. Dazu würde es aber kommen, wenn wir im Wagen blieben.

Wir mußten raus, mußten uns irgendwo verstecken, Schutz suchen. Aber wo? Ich hielt nach einer Möglichkeit Ausschau. Gleichzeitig schlug ich wie ein Hase auf der Flucht mit dem Rover einen Haken nach dem andern.

Immer wieder änderte ich die Richtung. Ich fuhr riskant, mußte so fahren, um wenigstens eine kleine Chance zu haben. John Joyce saß neben mir und schien immer kleiner zu werden.

Kreidebleich war sein Gesicht. Vielleicht hätte ich ihm nicht soviel über das Höllenschwert erzählen sollen. Jetzt wußte er zu genau, wo

er dran war.
Ich holte aus dem Rover, was in ihm steckte. Das war eine ganze Menge, aber dachte ich im Ernst, das Höllenschwert auf diese Weise abhängen zu können?
Es war schneller und wendiger als mein Wagen.
Mehrmals glaubte ich schon, es würde zuschlagen, und ich reagierte immer sofort darauf. Allmählich wurde mir klar, daß mich mein listiger Gegner auf diese Weise in eine bestimmte Richtung zu dirigieren versuchte.
Das Höllenschwert spielte mit mir Katz und Maus, aber ich wollte da nicht länger mitspielen. Ich wich der Waffe zwar weiterhin aus, aber wenn ich merkte, in welche Richtung es mich zwingen wollte, schlug ich trotzig eine andere ein.
Doch in dieser Nacht schien ich nicht allzuviel Glück zu haben, denn ich manövrierte mich in eine Sackgasse. Vor uns ragte plötzlich eine hohe graue Mauer auf.
Sie kam verdammt schnell auf uns zu.
John Joyce schrie und riß die Arme hoch. Ich bremste und brachte den Rover rechtzeitig zum Stehen. Gehetzt drehte ich mich um. Rückwärtsgang! Ich wollte sofort wieder Gas geben und den Wagen verkehrt aus der Sackgasse schießen lassen, doch hinter uns hing das Höllenschwert in der Luft.
Wir saßen in der Falle!

***

Mortimer Kull vernahm ein aggressives Kreischen, und als er nach oben blickte, sah er einen riesigen Adler über die Spitzen der Stahlstacheln hinweggleiten.
In den Augen des Tiers brannte das Feuer der Hölle. Es starrte Kull durchdringend an. Er brüllte dem Vogel eine Verwünschung nach, dann war der Adler nicht mehr zu sehen.
Der Wissenschaftler stolperte weiter.
Der Adler war möglicherweise ein Kundschafter gewesen. Kull nahm an, daß das Tier nun die Anwesenheit eines Fremden im Stachelwald melden würde.
Wem melden? Dem Anführer der Meskyren?
Eine neue Zornwelle durchraste den Professor. Wenn Yul schneller reagiert hätte, wäre er ihm hier eine große Hilfe gewesen.
Mortimer Kull schlug die Richtung ein, in die der Adler geflogen war. Erfreut stellte er schon nach kurzer Zeit fest, daß diese Entscheidung richtig gewesen war.
Der endlos scheinende Stachelwald ging nun doch zu Ende. Aufatmend trat Mortimer Kull zwischen den letzten Stacheln hervor. Vor ihm erstreckte sich jetzt eine Landschaft, die jener glich, die er in

seiner Vision gesehen hatte.

Hatte er sein Ziel erreicht?

Rosafarbene Felsen, geformt wie die Stalagmiten in einer Tropfsteinhöhle, ragten ringsherum auf. Woher das Licht kam, das sie bestrahlte, konnte Mortimer Kull nicht erkennen.

Der Wissenschaftler blickte sich mißtrauisch um. Er hatte das ungute Gefühl, beobachtet zu werden. War es der Adler, der ihn nicht aus den Augen ließ?

Nirgendwo war ein Lebewesen zu sehen.

Aber auch keine einzige schwebende blaue Kugel. Vielleicht war dies doch nicht das richtige Gebiet. Oder mußte man irgend etwas Bestimmtes tun, um die Kugeln, in denen sich das Teufelselixier befand, herbeizuzitieren?

Mortimer Kull bediente sich seines neuen Wortschatzes. Er redete in der Dämonensprache. Dumpfe, kehlige Laute kamen über seine Lippen. Dann verstummte er, sah sich gespannt um und wartete auf die Wirkung, doch nichts geschah.

Das falsche Gebiet, sagte sich der Wissenschaftler. Ich muß weitersuchen. Hier bin ich nicht richtig. Der graue Mond fiel ihm ein, den ihm die Vision gezeigt hatte.

Erst wenn er ihn sah, würde er den richtigen Ort erreicht haben, aber wo sollte er ihn suchen?

Es wunderte ihn, daß sich die Meskyren immer noch nicht blicken ließen. Ihnen war doch bestimmt nicht verborgen geblieben, daß sich ein Fremder in ihr Reservat gewagt hatte.

Wieso zeigten sie sich noch nicht? Worauf warteten sie?

Kull ging weiter, und plötzlich passierte etwas. Um ihn herum glühte ein magisches Quadrat auf, und im nächsten Moment schossen vier glühende Wände hoch. Kull konnte weder vor noch zurück. Auch nach links und nach rechts war ihm der Weg versperrt. Und auch die Sicht. Aber das blieb nicht so.

Die Glutwände bekamen Risse, doch die Zwischenräume waren so schmal, daß Mortimer Kull nicht hindurchschlüpfen konnte. Das Ganze wurde innerhalb weniger Sekunden zu einem Käfig.

Kull schützte seine Hände mit magischem Eis, um die glühenden Stangen anfassen zu können. Er verletzte sich nicht, aber er bekam einen magischen Schlag, der einen entsetzlichen Schmerz in seinem Kopf auslöste.

Aufbrüllend ließ er die Stangen los und fiel zu Boden.

Er war schwer benommen. Ein trüber Schleier senkte sich über seine Augen. Ihm kam vor, als würde der Käfig hochgehoben und forttransportiert.

Und er lag auf dem Boden und konnte nichts dagegen tun.

***

Vor uns ragte die Mauer auf, ein hohes, unüberwindbares Hindernis. Hinter uns befand sich das Höllenschwert. Links und rechts waren uralte Häuser mit zerbrochenen Fensterscheiben. Unbewohnt!

Abbruchhäuser!

»Raus aus dem Wagen!« rief ich meinem Schützling zu und löste meinen Gurt mit einem blitzschnellen Griff.

Dann rammte ich die Tür auf und sprang aus dem Rover. Ich war mit einem Revolver, einem magischen Flammenwerfer und drei geweihten Silbersternen bewaffnet. Außerdem trug ich an einer Kette meinen Dämonendiskus um den Hals.

Er war meine stärkste Waffe, deshalb wollte ich ihn gegen das Höllenschwert einsetzen. Ich streifte die Kette hastig über meinen Kopf. Wie das Pendel einer Standuhr schwang die glatte Diskusscheibe hin und her.

Ich wußte nicht, welche Waffe stärker war, der Diskus oder das Höllenschwert.

In wenigen Augenblicken würde ich es erfahren. Wahrscheinlich hielten sich die Kräfte die Waage, aber ich hoffte auf einen leichten Vorteil des Dämonendiskus.

»Mr. Joyce!« schrie ich.

Der Mann saß immer noch im Wagen. Wollte er nicht aussteigen? Hatte er Angst vor dem schwarzen Schwert?

Nein, er konnte nicht aussteigen. Der Gurt hielt ihn immer noch fest. Er hatte sich schon beim Anlegen tolpatschig angestellt. Jetzt kam noch die Aufregung dazu.

Er drückte auf alle möglichen und unmöglichen Stellen, nur nicht auf die richtige, obwohl ihm diese orangerot entgegenleuchtete. Seine Glücklosigkeit versetzte ihn in Panik.

»Mr. Ballard!« schrie er. »Helfen Sie mir, bitte helfen Sie. Ich kriege das Ding nicht auf!«

Ich rannte um den Rover herum. Das Höllenschwert kam!

Ich ließ es nicht aus den Augen, riß die Tür auf der Beifahrerseite auf, und John Joyce kippte mir entgegen. Irgendwie hatte er es doch geschafft, die Verbindung zu lösen. Der Automatikgurt rollte sich auf und kroch ihm dabei über die Brust wie eine flachgedrückte schwarze Schlange.

Das Höllenschwert flog auf uns zu.

»Raus aus dem Wagen!« schrie ich wieder, aber auch dabei stellte sich John Joyce nicht sonderlich geschickt an.

Er behinderte mich, hielt sich an mir fest, umklammerte meine Arme. Meine Kopfhaut spannte sich. Wenn Joyce mich nicht losließ, konnte ich den Dämonendiskus nicht einsetzen.

Ich riß mich von ihm los. Ich konnte nicht anders, denn das schwarze Schwert holte soeben zum Schlag aus.

John Joyce wäre beinahe auf die Straße gefallen.

Ich sprang vor ihn und drehte die Kette, an der die milchig-silbrige Scheibe hing. Metall klirrte gegen Metall. Es handelte sich um Metalle, die nicht von dieser Welt waren und in denen Kräfte wohnten, die kein Mensch begreifen konnte.

Das Höllenschwert zuckte mit einem singenden Ton zurück. Damit hatte es wohl nicht gerechnet. Ich brachte dieses außergewöhnliche schwarze Wesen aus der Fassung.

Es wirbelte irritiert hoch, konnte sich im Moment zu keinem neuerlichen Angriff entschließen. Diese Chance ließ ich nicht ungenutzt. Ich krallte meine Finger in John Joyces Jackett und riß den Mann auf die Beine.

»Kommen Sie!« keuchte ich. »Dort hinein!«

John Joyce stolperte mit mir. Seine Augen waren furchtgeweitet und glasig. Die Angst mußte ihn fast um den Verstand bringen. Er schien nicht zu glauben, daß er davonkommen wurde.

Das Höllenschwert überwand den Schock und setzte zur nächsten Attacke an. Ich schleppte John Joyce mit mir. Der Mann knickte immer wieder ein, doch ich ließ ihn nicht zu Boden gehen.

Sowie ich merkte, daß er absackte, riß ich ihn brutal hoch und brüllte ihm ins Ohr: »Weiter, Mr. Joyce! Weiter! Sie dürfen jetzt nicht schlappmachen!«

Mir war klar, daß ich sehr viel von ihm verlangte, aber es stand schließlich auch immens viel auf dem Spiel: sein Leben!

Das Höllenschwert war vorsichtiger geworden. Es griff nicht mehr frontal an, sondern fintierte, aber ich ließ mich nicht austricksen. Ich beförderte John Joyce unsanft zurück, duckte mich, und sobald die Höllenwaffe über mich hinweggewischt war, schlug ich zu. Ich versuchte die kleine Krone zu treffen, die auf dem Klingenrücken saß, denn ich vermutete, daß sich dort das Zentrum der Kraft befand.

Aber ich verfehlte dieses Ziel ganz knapp. Nachzusetzen wagte ich nicht, denn damit hätte ich mich zu weit von meinem Schützling entfernt.

Das Haustor stand einen Spalt weit offen. Ich warf mich mit der Schulter dagegen und drückte es auf.

Durch diesen Spalt preßte ich John Joyce, und ich folgte ihm dichtauf.

Kaum waren wir drinnen, da rammte ich das Tor zu. Ganz ließ es sich aber nicht schließen. Es klemmte irgendwo. John Joyce sank an die Wand. Ich sah in der Dunkelheit sein Gesicht glänzen und hörte ihn rasch atmen.

»Wie geht es Ihnen?« wollte ich wissen.

»Miserabel. Ich kriege nicht genug Luft, und mein Herz scheint zerplatzen zu wollen. Als ich vorhin nicht aus dem Wagen kam, weil

der Sicherheitsgurt mich festhielt, dachte ich, ich müsse vor Angst überschnappen.«

»Versuchen Sie sich zu beruhigen«, riet ich dem Mann.

»Hier sind wir vor dieser gefährlichen Waffe nicht sicher, Mr. Ballard.«

Ich hatte gehofft, daß ihm dieser Gedanke nicht kam. »Nein«, gab ich zu, weil er ein Recht darauf hatte, daß ich ehrlich zu ihm war. »Sicher sind wir hier nicht. Das Tor schließt nicht ganz, und das Höllenschwert kann jederzeit durch eines der Fenster ins Haus gelangen, aber Sie haben gesehen, daß ich die ersten Angriffe abwehren konnte.«

»Damit«, sagte John Joyce. »Mit einer gewöhnlichen glatten Scheibe.«

»Ja, unscheinbar sieht sie wirklich aus, aber es stecken zumindest ebenso viele Kräfte in ihr wie im Höllenschwert. Haben Sie gesehen, wie das Schwert irritiert zurückzuckte? Es hat Respekt vor meinem Diskus.«

»Ein Diskus ist das?« fragte John Joyce verwundert.

»Ein Dämonendiskus. Er besteht aus einem Material, das niemand analysieren kann, und mit seiner enormen Kraft konnte ich schon etlichen Dämonen den Garaus machen.«

Wir lösten uns von der Wand und gingen vorsichtig in den Raum hinein. Im Moment war Ruhe. Vielleicht die Ruhe vor dem Sturm. Ich verlangte von John Joyce, er möge dicht bei mir bleiben.

Vielleicht befand sich das Höllenschwert noch draußen. Es war aber auch ebensogut möglich, daß sich dieses tückische schwarze Wesen bereits in das Abbruchhaus ›eingeschlichen‹ hatte. Vorsicht ist nicht nur die Mutter der Porzellankiste…

Meine Nervenstränge waren straff gespannt. Mir wäre wohler gewesen, wenn ich nur auf mich hätte aufpassen müssen. Es belastete mich ungemein, daß ich auch für John Joyces Sicherheit verantwortlich war, aber ich drückte mich vor dieser Verantwortung nicht.

Dieser Mann brauchte Hilfe. Allein wäre er verloren gewesen. Wenn er auf sich allein gestellt gewesen wäre, hätte er jetzt schon nicht mehr gelebt. Er wäre dem grausamen Höllenschwert bereits zum Opfer gefallen.

Ich zückte meine dünne Kugelschreiberlampe, um mich in diesem finsteren fremden Haus besser zurechtzufinden.

»Im Keller«, sagte John Joyce rauh »Vielleicht sind wir im Keller etwas sicherer.«

Ich nickte. »Möglich. Wir sehen uns dort unten mal nach einem guten Versteck für Sie um.«

»Und was machen Sie?« fragte Joyce bebend.

»Keine Sorge, ich bleibe in Ihrer Nähe, lege mich auf die Lauer und warte auf unseren Feind.«

»Ich soll den Köder spielen?« fragte John Joyce erschrocken. Seine Stimme wurde schrill.

»Beruhigen Sie sich, Mr. Joyce«, sagte ich eindringlich. »Sie können sich darauf verlassen, daß ich nichts tun werde, was Ihre Sicherheit gefährdet.«

Der Mann wischte sich einen Schweißtropfen von seiner spitzen Nase. »Ich habe Angst, Mr. Ballard, hundsgemeine Angst.«

»Das kann ich verstehen.«

»Nicht, daß ich kein Vertrauen zu Ihnen hätte. Es ist nur… Mir ist das alles einfach unbegreiflich, unheimlich - einfach entsetzlich. Ich kann es geistig nicht bewältigen.«

»Ist doch ganz klar«, sagte ich verständnisvoll. »Wenn man mit solchen schwarzen Auswüchsen zum erstenmal konfrontiert wird, kann man nicht anders reagieren.«

»Wie war das bei Ihnen? Ich meine, als Sie zum erstenmal…«

»Das liegt schon eine Weile zurück«, sagte ich. »Einer meiner Ahnen war Henker. Eines Tages hatte er sieben Hexen aufzuknüpfen. Bevor sie starben, verfluchten sie ihn und das Dorf, in dem sie gelebt und ihr Unwesen getrieben hatten, und sie kamen alle hundert Jahre wieder, versetzten das Dorf in Angst und Schrecken, töteten unschuldige Menschen - und unter ihren Opfern mußte immer auch ein Ballard sein. Als wieder einmal hundert Jahre um waren, sollte es mir an den Kragen gehen, aber es gelang mir, den Spieß umzudrehen und dem Hexenspuk ein Ende zu bereiten. Das war *meine* erste Begegnung mit schwarzen Wesen. Soweit ich mich erinnere, war ich damals auch nicht völlig cool und Herr der Lage.«

Meine Geschichte schien John Joyce zu beeindrucken. War ich in seinen Augen nun auch ein Mensch wie jedermann? Wofür hatte er mich bisher gehalten? Für einen Dämonen jagenden Supermann? Das war ich bei weitem nicht.

Wir gingen weiter, näherten uns dem Kellerabgang. Und plötzlich war das Höllenschwert da!

Die blinkende, leicht fluoreszierende Klinge schien fast aus dem Nichts zu kommen. Sie durchschnitt die Luft, ich hörte ein dünnes Pfeifen und gab John Joyce einen Stoß, der ihn die Kellertreppe hinunterbeförderte.

Der Mann schrie erschrocken auf, klammerte sich an den Handlauf, doch der brach aus dem morschen Mauerwerk, und Joyce stürzte. Das Höllenschwert versuchte an mir vorbeizukommen und Joyce zu erwischen, doch ich sprang nach rechts und ließ den Diskus an der Kette kreisen.

Das Höllenschwert stoppte jäh, zuckte zurück, wollte links an mir

vorbeikommen, doch auch das ließ ich nicht zu. Sekundenlang schwebte die Waffe vor mir in der Luft.

Wenn sie John Joyce haben wollte, mußte sie zuerst ein Hindernis aus dem Weg räumen - mich! Ich zwang das Höllenschwert, mich anzugreifen.

Noch zögerte es, aber ich war sicher, daß es nicht aufgeben würde. Wenn sich diese Waffe zurückzog, geschah es nur aus taktischen Gründen und nicht, weil sie Angst vor mir und meinem Diskus hatte.

John Joyce rappelte sich auf. Seine Stirn zierte eine dicke Beule. Er entsann sich des Bronzekreuzes, das er mitgenommen hatte, holte es heraus und hielt es mit vorgestreckter Hand.

Das Höllenschwert griff wieder an. Es drehte sich. Ich schlug zu, traf es aber nicht. Es drehte sich wieder, und dann schnitt es waagrecht heran.

In Kniehöhe!

Wenn ich nicht augenblicklich hochgesprungen wäre, hätte mir die schwarze Waffe die Beine unter dem Körper weggeschlagen.

Blinkend schnitt das Schwert unter mir durch. Sobald ich wieder Boden unter meinen Füßen hatte, wuchtete ich mich vorwärts.

Der Dämonendiskus streifte das Höllenschwert.

Wieder dieser singende Laut. Er hörte sich wie ein Schmerzensschrei an. Konnte das Höllenschwert *fühlen*? Bei dieser Waffe hätte mich nicht einmal das gewundert.

Die Klinge kreiselte um eine unsichtbare Längsachse und schoß pfeilschnell heran. Ich machte zwei Schritte zurück. Beim zweiten Schritt trat ich ins Leere und stürzte rücklings die Kellertreppe hinunter.

John Joyce schrie erschrocken auf. Wenn ich ausgeschaltet war, konnte nichts mehr das Höllenschwert davon abhalten, ihn zu töten.

Hart hämmerten die Stufen gegen meinen Körper. Steinernen Fäusten gleich hieben sie auf mich ein, als wollten sie mich bestrafen, daß ich nicht vorsichtig genug gewesen war.

Ich landete benommen vor Joyces Füßen, und mir brach der kalte Schweiß aus, als ich bemerkte, daß ich die Kette mit dem Diskus verloren hatte.

Das war für das Höllenschwert die ganz große Chance. Es erkannte sie auch sofort und griff an. John Joyce brüllte seine Angst heraus. In schrägem Winkel schoß das Höllenschwert auf ihn zu.

Ich sah es, und der trübe Schleier vor meinen Augen zerriß. Ich packte zu und riß Joyce nieder. Der Mann fiel, und das Schwert hackte knapp über seinem Kopf in das Holz der Kellertür.

Ich hechtete vier Stufen hinauf und holte mir meinen Dämonendiskus wieder. In seiner panischen Angst schien John Joyce nicht mehr zu wissen, was er tat. Der Mann schien verrückt geworden zu sein. Eine

andere Erklärung gab es nicht für sein Tun: Er griff das Höllenschwert mit dem Bronzekreuz an.

Bestimmt war es geweiht, aber die böse Kraft des Schwerts war stärker, das mußte John Joyce doch inzwischen begriffen haben. Dennoch sprang er auf und stürzte sich auf das immer noch in der Kellertür steckende Schwert.

Er preßte das Kruzifix auf die Klinge. Er berührte damit auch die kleine Metallkrone. Ich hörte ein aggressives Zischen. Gleichzeitig schrie John Joyce schrill auf und riß die Hand zurück.

Ich sah Brandblasen auf seiner Hand, und ich sah, wie das Bronzekreuz schmolz. Das Schwert löste sich vom Holz und wollte Joyces Kehle treffen, aber da war ich wieder zur Stelle und zwang die Waffe zu einem überhasteten Ausweichmanöver.

Während das Schwert sich einige Meter von uns entfernte, öffnete ich die Kellertür, packte John Joyce und riß ihn mit mir in die Dunkelheit.

Uns gegenüber befand sich ein fensterloser Raum.

»Da hinein«, keuchte Joyce. »Wenn wir uns einschließen…«

Er kam nicht dazu, weiterzusprechen, denn die nächste Attacke unseres erbitterten Feinds erfolgte in diesem Augenblick. Das Schwert drehte sich jetzt wie ein Ventilator.

Mit einem Irrsinnstempo kam es auf uns zu. Ich wartete, obwohl mir das bei Gott nicht leichtfiel. Ich durfte nicht zu früh handeln, sonst durchschaute das schwarze Schwert meinen Trick.

Erst als es uns fast erreicht hatte, stieß ich John Joyce von mir. Gleichzeitig warf ich mich zur anderen Seite, und das Höllenschwert fegte durch den entstehenden Zwischenraum - hinein in die fensterlose Kellerabteilung.

Mein Herz machte einen Freudensprung! Sollten wir es wirklich geschafft haben? War es mir tatsächlich gegluckt, das Höllenschwert auszutricksen?

Ich rammte die Tür zu, bevor das Schwert umkehren konnte, stieß den Riegel in die Verankerung und schlang die Kette, an der mein Diskus hing, mehrmals darum herum.

Geschafft!

Jetzt saß das Höllenschwert in der Falle!

***

Alastair Genn staunte nicht schlecht, als Pater Severin wiederkam. Er dachte zuerst, sein ehemaliger Schüler habe etwas vergessen, aber dann machte ihn der Priester mit Mr. Silver bekannt und brachte ihm so schonend wie möglich bei, was geschehen war.

Genn, der schon im Bett gelegen und deshalb auch nicht das Klingeln des Telefons gehört hatte, zog sich rasch an, und er begrüßte es, daß

alle seine früheren Schüler zu ihm gebracht werden sollten.

Er glaubte an die Existenz des Bösen. Man brauchte ihn nicht erst zu überzeugen, und obwohl er bereits achtzig Lenze auf dem Rücken hatte, fragte er sofort, was er tun könne.

Er war in seinem langen Leben weit herumgekommen und hatte von einigen Reisen Dämonenbanner mitgebracht, die er in einer alten Truhe im Keller aufbewahrte.

Er zeigte sie Mr. Silver, und dieser prüfte sie auf ihre Eignung. Einige Dämonenbanner waren zu schwach, um eine Tür oder ein Fenster zu sichern, es gab aber auch welche, die dem Höllenschwert den ›Zutritt‹ in dieses Haus verwehren konnten.

Mr. Silver machte sich sofort an die Arbeit. Pater Severin blieb inzwischen bei dem betagten Theologieprofessor, denn es war nicht auszuschließen, daß das Höllenschwert als nächstes hier aufkreuzte.

Der Ex-Dämon sicherte die restlichen Türen und Fenster mit seiner Abwehrkraft.

Lance Selby brachte Henry Jenkins. Er hatte keine besonderen Vorkommnisse zu melden.

»Hier ist vorläufig auch noch alles in Ordnung«, sagte Mr. Silver.

Jenkins war um Fassung bemüht, aber es fiel ihm nicht leicht, all das zu glauben, was ihm der Parapsychologe Lance Selby erzählt hatte. Ihm kam das alles übertrieben vor.

Ein Schwert, das lebte… Und selbst Selby war für ihn das totale Rätsel, denn der Mann hatte allen Ernstes behauptet, schon einmal gestorben zu sein. Und nun lebte angeblich der Geist einer Hexe namens Oda in ihm…

Sie hielten sich im Salon auf, und Mr. Silver schärfte jedem ein, sich nicht von den anderen zu entfernen.

»Wenn jemand einen Drink braucht«, sagte Alastair Genn, »es ist noch alles da.«

»Ich bin dafür, daß wir für heute nacht ein striktes Alkoholverbot verhängen«, bemerkte Mr. Silver. »Alkohol benebelt den Geist, und jeder einzelne von uns braucht einen klaren Kopf. Also Finger weg von Schnaps und Wein.« Er blickte in die Runde. »Kann ich mich darauf verlassen?«

Alastair Genn war der erste, der nickte. Alle anderen folgten seinem Beispiel.

Mr. Silver warf einen Blick auf die Standuhr. »Geht die richtig?« wollte er von Genn wissen.

Der Greis nickte.

»Dann ist Roxane bereits überfällig«, murmelte der Ex-Dämon. Er forderte Pater Severin auf, bei Brett Taurog anzurufen.

Der Priester tat es. »Es meldet sich niemand«, sagte er nach einer Weile und legte auf. »Sie sind unterwegs.«

»Sie mußten längst hier sein«, brummte der Hüne. »Den längsten Weg hat Tony. Von Taurogs Haus ist es nicht so weit bis hierher.«

»Vielleicht wurden sie aufgehalten«, sagte Pater Severin.

Der Ex-Dämon nickte. »Das ist es, was ich befürchte.«

»So habe ich es nicht gemeint«, sagte Pater Severin.

»Ich weiß. Aber wovon sollten sie um diese Zeit aufgehalten werden? Die Straßen sind so gut wie leer.«

Pater Severin setzte sich. Brütendes Schweigen legte sich über den Raum, Ab und zu hob einer der Anwesenden den Kopf, um zu lauschen, weil er glaubte, etwas gehört zu haben.

Doch Roxane und Brett Taurog trafen nicht ein. Für Mr. Silver stand fest, daß da etwas schiefgegangen war, aber er behielt es für sich. Die Nerven der Wartenden wurden einem harten Zerreißtest unterzogen. Als Roxane eine halbe Stunde überfällig war, schüttelte Pater Severin den Kopf. Kummerfalten erschienen in seinem Pferdegesicht.

»Das gefällt mir nicht«, murmelte er in seinen imaginären Bart.

Mr. Silver warf ihm einen ernsten Blick zu, und er sprach nicht weiter. Das Läuten des Telefons riß sie aus ihren düsteren Gedanken.

Alle bis auf Mr. Silver. Er glaubte zu wissen, wer das war, und er machte sich auf eine Hiobsbotschaft gefaßt.

Alastair Genn wies auf den Apparat. »Soll ich…?«

»Wenn Sie erlauben, nehme ich den Anruf entgegen«, sagte Mr. Silver und griff nach dem Hörer.

Alle blickten ihn gespannt an. Am anderen Ende war Roxane, seine Freundin.

»Roxane, wo bist du?« fragte der Ex-Dämon.

Die Hexe aus dem Jenseits nannte ihm den Namen des Krankenhauses, in das man Brett Taurog gebracht hatte.

»Was ist passiert?« wollte der Hüne wissen.

»Wir wurden während der Fahrt vom Höllenschwert angegriffen«, berichtete die weiße Hexe. »Vickys Leihwagen ging dabei drauf, Taurog brach sich ein Bein. Ich rief Tucker Peckinpah und die Ambulanz an. Mit der Platzwunde am Kopf und dem gebrochenen Bein war Brett Taurog verhältnismäßig glimpflich davongekommen. Die Wunde wurde genäht. Anschließend sollte Taurog einen Gips bekommen, und wir hätten das Krankenhaus verlassen dürfen…«

»Aber?« fragte Mr. Silver, obwohl er es sich denken konnte, was weiter geschehen war.

»Das Höllenschwert schlug noch einmal zu. Diesmal tödlich«, sagte Roxane niedergeschlagen. »Ich hätte ihn nicht allein lassen dürfen, Silver. Diesen Fehler werde ich mir nie verzeihen.«

Die weiße Hexe berichtete die Details, und Mr. Silver fand tröstende Worte. Er sagte, Roxane solle unverzüglich zu Alastair Genn kommen, und legte auf.

»Brett Taurog ist tot«, sagte der Greis.

Die anderen senkten betroffen den Blick, als Mr. Silver erzählte, auf welche Weise Taurog sein Leben verloren hatte. Pater Severin schmetterte seine große Faust wütend auf den Tisch.

Er sprang auf, denn er konnte nicht mehr ruhig sitzen. »Es mag verrückt klingen«, sagte der Priester, »aber ich wünsche mir, daß das Schwert hierher kommt.«

»Wir werden ihm den richtigen Empfang bereiten«, sagte Lance Selby.

»Du solltest nicht lange fackeln, sondern es gleich vernichten«, sagte Pater Severin. »Es ist zu gefährlich, das Höllenschwert existieren zu lassen.«

»Ich werde mich später entscheiden«, sagte Mr. Silver mit düsterer Miene. »Wenn wir in Erfahrung bringen könnten, wie das Schwert heißt, wäre jegliche Gefahr gebannt.«

»Es besteht aber die Gefahr, daß das ewig ein Geheimnis bleibt«, sagte Pater Severin leidenschaftlich. »Deshalb plädiere ich für eine Vernichtung dieser Höllenwaffe. Ich weiß, sie hat dir bereits wertvolle Dienste geleistet, aber das wiegt den Schaden nicht auf, den sie angerichtet hat. Wenn du das Höllenschwert nicht zerstörst, tue ich es. Ich weiß zwar nicht, wie, aber ich werde es auf jeden Fall versuchen, und wenn es das Letzte ist, das ich in diesem Leben tue!«

»Du haßt das Schwert«, sagte Mr. Silver.

»Jawohl, ich hasse es!« schrie Pater Severin. »Es hat heute nacht drei Menschen umgebracht! Ist es da nicht verständlich, daß ich es hasse?«

»Steht nicht in eurer Bibel: Du sollst deine Feinde lieben?«

»Das kann ich nicht, nicht in diesem Fall«, schrie Pater Severin weiter. »Tut mir leid, aber ich bin schließlich auch nur ein Mensch.«

Das Telefon schlug wieder an. Mr. Silvers Hand schnappte nach dem Hörer.

»Ich habe es!« kam es aufgeregt durch die Leitung. »Silver, ich habe das Höllenschwert!«

***

Mortimer Kull kam sich wie ein gefangenes Tier vor. Er lag auf dem Boden und hatte schreckliche Kopfschmerzen.

Dieser Käfig schien von einem unsichtbaren Kran getragen zu werden. Er schwenkte über die öde Landschaft, und der dämonische Wissenschaftler glaubte nicht mehr an eine Rückkehr zur Erde. Trotz der Computermagie, die ihm zur Verfügung stand, hatte er zuviel gewagt. Er hatte mit Yul aufs falsche Pferd gesetzt, und nun steckte er in einer Klemme, aus der er keinen Ausweg sah.

Bestimmt stand ihm ein schreckliches Ende bevor. Die Lemuren hatten sich geschickt verhalten. Ohne sich blicken zu lassen, hatten sie

ihn in ihre Gewalt gebracht.

Er rechnete damit, daß sie sich nun, da er in diesem verdammten magischen Käfig streckte, zeigen würden.

»Diese feigen Kretins«, spie er wütend aus. »Sie scheuen den offenen Kampf, sind noch hinterhältiger, als ich angenommen habe.«

Er dachte an Atax, seinen Verbündeten. War es möglich, mit ihm Kontakt aufzunehmen? Wenn ja, würde ihm Atax helfen? Es war zwischen ihm und der Seele des Teufels zu keinem Bruch gekommen, denn er hatte klein beigegeben.

Aber würde sich Atax herablassen, ihm zu helfen? Vielleicht wußte die Seele des Teufels noch nicht, daß er sich mit der Satansdroge stärken wollte.

Wenn er ihn aber rief, würde Atax es erfahren und sich denken können, was er plante. Ein Mortimer Kull, der stärker war als Atax, konnte diesem nicht recht sein.

Er wird keinen Finger für mich rühren, dachte der dämonische Wissenschaftler grimmig.

All die großen Pläne, die er hatte - mußte er sie vergessen?

***

»Ich habe es!« rief ich aufgeregt in die Sprechrillen des Autotelefons. »Silver, ich habe das Höllenschwert!«

John Joyce saß neben mir, erledigt, aber froh, daß es ausgestanden war. Sein Kopf lag auf der Nackenstütze. Er hatte die Augen geschlossen und genoß den erholsamen Frieden nach all den Aufregungen.

»Was heißt das: Du hast das Höllenschwert?« fragte Mr. Silver irritiert. »Du kannst es nicht berühren. Es würde dich töten.«

»Es hat uns angegriffen…«

»Ist Joyce okay?«

»Ja«, antwortete ich. »Er sitzt neben mir. Das Schwert stellte uns in einer Sackgasse, aber wir konnten uns in ein unbewohntes Haus retten. Dort konnte ich es austricksen. Jetzt ist es eingesperrt, und der Dämonendiskus sichert den Riegel an der Tür. Ich denke, du solltest schnellstens hierherkommen und versuchen, die Waffe wieder an dich zu nehmen. Solltest du das nicht schaffen, werden wir sie mit vereinten Kräften vernichten.«

»Alle reden vom Vernichten.«

»Wer noch?« fragte ich.

»Pater Severin. Das Höllenschwert hat Brett Taurog ermordet.«

»Und was ist mit Roxane?«

»Die befindet sich auf dem Weg hierher. Du weißt so gut wie ich, daß wir aus dem Höllenschwert einen wertvollen Verbündeten machen können, Tony.«

»Wenn wir es heute bezwingen können«, sagte ich. »Und wenn wir herausbekommen, wie es heißt.« Ich wischte mir lästig kitzelnde Schweißtropfen von der Stirn. »Es gibt zu viele *Wenn*, Silver.«

»Die Entscheidung wird in kürze fallen«, sagte der Ex-Dämon. Er fragte nach unserem Standort, und ich nannte ihm die Adresse. »Wir warten vor dem Haus auf dich«, sagte ich.

»Ist gut«, erwiderte der Ex-Dämon und legte auf.

John Joyce schaute mich an.

»Irgendwelche Fragen?« erkundigte ich mich, während ich den Hörer in die Halterung schob.

»Denken Sie, daß Ihr Freund und Sie es schaffen, diese gefährliche Waffe unschädlich zu machen?«

»Zweifeln Sie daran?« fragte ich zurück.

John Joyce bedeckte sein Gesicht mit den Händen. »Ich habe das Höllenschwert in Aktion erlebt«, sagte er und ließ die Hände langsam sinken. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß es jemand bezwingen kann.«

»Abwarten!« erwiderte ich und kniff die Augen grimmig zusammen.

Doch plötzlich war eine Gefühlsregung in mir, die mich entsetzte: Ich brachte dem Höllenschwert Sympathien entgegen!

Das darf nicht wahr sein, dachte ich empört, und im gleichen Moment begriff ich, worauf das zurückzuführen war. Auf Marbu, die schwarze Kraft.

Sie wollte mich dazu verleiten, das Höllenschwert freizulassen, sie drängte mich dazu, doch ich kämpfte zornig gegen sie an und bezwang sie mit einiger Mühe.

Der Kampf, der sich in meinem Inneren austrug, schien sich auch auf meinem Gesicht abzuspielen, denn John Joyce legte seine Hand auf meinen Arm und schaute mich besorgt an.

»Ist alles in Ordnung, Mr. Ballard?«

»Doch. Ja, es geht mir gut«, sagte ich.

Aber ich machte mir Sorgen, und ich hoffte, daß ich diese gefährliche Anwandlung nicht bald wieder haben würde.

***

Roxane traf ein. Sie machte ein unglückliches Gesicht und sank seufzend gegen Mr. Silver.

Der Ex-Dämon schlang seine Arme um sie und drückte sie an sich. »Laß die Selbstvorwürfe, Roxane. Die machen Brett Taurog auch nicht mehr lebendig. Auch wir sind nicht unfehlbar. Wir können nur versuchen, stets unser Bestes zu geben, aber vor Fehlern sind wir nicht gefeit.«

Der Hüne führte die weiße Hexe in den Salon und machte sie mit Alastair Genn und Henry Jenkins bekannt.

»Ich muß gehen«, sagte er dann. »Tony ist es gelungen, das Höllenschwert auszutricksen. Es ist im Keller eines Abbruchhauses gefangen.«

»Ich komme mit dir«, sagte Roxane sofort.

Doch Mr. Silver schüttelte den Kopf. »Ist nicht nötig. Was getan werden muß, ist eine Sache zwischen dem Höllenschwert und mir.«

»Sieh dich vor, Silver.«

»Sei unbesorgt«, sagte der Ex-Dämon. Er wandte sich an Lance Selby. »Leihst du mir deinen Wagen?«

Der Parapsychologe griff in die Tasche und warf ihm die Fahrzeugschlüssel zu.

»Danke«, sagte Mr. Silver und wandte sich um.

»Dürfen wir aufatmen?« fragte Henry Jenkins zaghaft.

Mr. Silver schaute ihn über die Schulter an. »Ich würde damit noch ein klein wenig warten, Mr. Jenkins.«

»Wir erwarten deine Entwarnung so rasch wie möglich«, sagte Lance Selby.

»Ich rufe an«, versprach Mr. Silver und verließ Alastair Genns Haus. Er stieg in Lance Selbys Wagen und ließ die Schlüssel ins Zündschloß gleiten.

Selten war der Ex-Dämon so ungeduldig wie in diesen Augenblicken. Es lag noch nicht lange zurück, da hatte ihn das Höllenschwert angegriffen und töten wollen.

Dafür würde er sich in Kürze revanchieren. Er würde alles tun, um die schwarze Waffe in die Knie zu zwingen. Sollte sie nicht kapitulieren, dann würde er sie vernichten.

Aber nur dann.

Das wertvolle Schwert sollte zuerst seine Chance bekommen. Wenn es sich geschlagen gab, durfte es sein ›Leben‹ behalten.

Der Ex-Dämon fuhr los. Je näher er an das Ziel herankam, desto unruhiger wurde er, und seine Befürchtung, es könnte letzten Endes doch noch irgend etwas schiefgehen, wurde immer größer.

***

Wir warteten. Ich bekämpfte meine Nervosität mit einem Lakritzbonbon.

Mr. Silver mußte in wenigen Augenblicken eintreffen. Ich würde das Finale dieses erbitterten Kampfes mit ihm gemeinsam gegen das Höllenschwert bestreiten.

Vielleicht gelang es mir, die schwarze Waffe mit Hilfe meines Dämonendiskus gefügig zu machen.

Ein Fahrzeug bog um die Ecke. Der Wagen war mir bekannt. Er gehörte Lance Selby. Ich machte mich mit der Lichthupe bemerkbar.

Der Ex-Dämon stoppte Lances Auto einen halben Meter vor uns und

stieg aus. Bevor ich den Rover verließ, wandte ich mich an John Joyce.

»Rutschen Sie herüber und bleiben Sie hinterm Steuer sitzen«, sagte ich. »Der Schlüssel steckt. Sowie Ihnen etwas spanisch vorkommt, starten Sie den Motor und brausen ab. Wir sehen uns dann bei Alastair Genn wieder, okay?«

»Befürchten Sie eine Panne?« fragte John Joyce besorgt.

»Schiefgehen kann immer was«, sagte ich. »Deshalb ist es gut, wenn Sie auf der Hut bleiben.«

»Ich drücke Ihnen und Ihrem Freund die Daumen, Mr. Ballard.«

»Das kann auf keinen Fall schaden«, erwiderte ich und stieg aus.

»Welches Haus?« fragte Mr. Silver mit verkniffenem Mund.

»Das da«, sagte ich und führte ihn hinein.

Mr. Silvers Haut überzog sich mit einem silbrigen Flirren. Der Ex-Dämon war genauso aufgeregt wie ich.

»Besser, du hältst dich hinter mir«, riet er mir.

Wir stiegen die Stufen zum Keller hinunter. Ich eine Stufe hinter dem Hünen, sehr langsam, sehr vorsichtig.

Die Atmosphäre war so spannungsgeladen, daß sie unter meiner Haut ein schmerzhaftes Ziehen hervorrief.

Mr. Silver hob die klobigen Fäuste, als würde er eine Attacke des Höllenschwerts befürchten, doch jetzt konnte uns die schwarze Waffe noch nicht angreifen.

Dazu konnte es frühestens kommen, wenn ich die Kette vom Riegel der Kellertür nahm, denn dadurch hob ich eine Sperre auf, die das Schwert nicht knacken konnte.

Wir erreichten die Tür.

Mr. Silver blieb stehen, und ich hörte, wie er die Luft scharf einzog. Ich trat neben ihn, um den Dämonendiskus an mich zu nehmen. Dabei machte ich eine Entdeckung, die mir gleich wieder den kalten Schweiß aus den Poren trieb.

Den Riegel hatte das Höllenschwert nicht aufbrechen können, denn der war von der magischen Kraft gesichert, die sich im Dämonendiskus befand.

Aber die Bretter, aus denen die alte Kellertür bestand, waren so morsch, daß sie dem Ansturm der Waffe nicht standgehalten hatten. Ich sah ein Loch in der Tür.

»Verdammt!« knurrte Mr. Silver.

Ich nahm hastig die Kette ab und schob den Riegel nervös zur Seite.

Mr. Silver öffnete die Tür, und im gleichen Augenblick stand es fest: Der fensterlose Raum war leer.

Mr. Silver hätte sich die Fahrt hierher sparen können. Es gab kein Finale in diesem Keller.

Dem Höllenschwert war es gelungen, auszubrechen…

ENDE des ersten Teils